

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Duker-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 6

São Paulo, 4. August 1911

VII. Jahrg.

Handelsbericht.

vom 1. bis 15. Juli 1911.

Der Wechselkurs war die ganze Zeit hindurch unverändert. Banco do Brasil notierte 16 ein Achtel, die ausländischen Banken 16 ein Sechzehntel. Im vergangenen Jahre stand der Kurs um dieselbe Zeit auf 16 neun Sechzehntel bis 16 dreiundzwanzig Zweiunddreißigstel. Wechsel wurden zu 16 drei Zweiunddreißigstel bis 16 ein Achtel geliefert, andere Papiere zu 16 fünf Zweiunddreißigstel. Der offizielle Wert des Milreis war 597 bis 599 Reis, der des Pfund Sterlings 14\$884 bis 14\$942. Die äussersten Notierungen der Banken waren: London 16 ein Sechzehntel bis 16 ein Achtel d., Hamburg 730 bis 735 Reis, Paris 591 bis 594 Reis, Italien 595 bis 599 Reis.

Der Kaffeemarkt war zeitweise lebhaft, jedoch zogen sich die Käufer bald zurück, da die Verkäufer an den Preisen festhielten, während die Preise außerhalb heruntergingen. Am 15. Juli war der Markt ganz still, da von Santos und Europa weiteres Fallen der Preise gemeldet wurde. Es wurden 71.000 Sack verkauft. Die äussersten Preise waren 11\$400 bis 11\$800. Es trafen 86.671 Sack ein, verschifft wurden 62.117 Sack. Am 15. Juli betrug der Stock rund 201.000 Sack. An den ausländischen Börsen waren die äussersten Preise für Typ 7:

Newyork 11,10—11,45 cents pro Pfd.
Hamburg 57,00—58,00 Mk. > 50 kg.
Havre 68,75—71,00 Fr. > 50
London 51 sh. 6 d. — 54 sh. 3 d. p. 100 Pfd.

Vom 1. bis 15. Juli wurden verkauft in Newyork 535.000 Sack, in Hamburg 485.000 Sack, in Havre 344.000 Sack, in London 125.000 Sack; zusammen 1.489.000 Sack.

Der Import war in der ersten Hälfte Juli unter dem Durchschnitt. Bedeutend war die Einfuhr von Alfafa, Carne Secca, Kartoffeln und Petroleum.

Der Import von Bohnen betrug 1250 Sack, die Zufuhr aus den Staaten 21.454 Sack. Schwarze Bohnen von Porto Alegre kosteten 10\$500 bis 11\$000 pro Sack. Feijão Manteiga 14\$000 bis 14\$500, weiße Bohnen 10 bis 11\$000, ausländische Bohnen 23 bis 25\$000 pro Sack (62 Kilo).

Der Import von Reis belief sich auf 3265 Sack, die Zufuhr vom Inlande auf 8958 Sack. 1. Qualität kostete 27\$500 bis 30\$000, 2. Qualität 22 bis 24\$000 pro Sack. Englischer Reis wurde zu 24 bis 26\$000 notiert, Arroz agulha 1. Qualität 34 bis 35\$000, 2. Qualität 30 bis 32\$000 pro Sack.

Kartoffeln wurden 17.650 Kisten importiert, teils von Portugal, teils von Neu-Seeland. Vom Inlande trafen 7833 Volumen ein. Ausländische Kartoffeln kosteten 16 bis 18\$000 pro Kiste zu 60 Kilo, inländische 160 bis 200 Reis pro Kilo.

Die Zufuhr von Mais betrug 27.846 Sack. Die Preise sind gestiegen. Man notierte für 1. Qualität 7\$800 bis 8\$200, für 2. Qualität 7\$500 bis 7\$800 pro Sack.

Es wurden 3000 Sack Weizenmehl von Newyork und 57.253 Sack Weizen vom La Plata importiert. Die Preise der hiesigen Mühlen waren: Moinho Inglez 20\$500 bis 23\$000, Moinho Fluminense 21 bis 22\$000, Moinho S. Cruz 21\$500 bis 23\$500 für 2 Sack.

Der Zuckermarkt zeigt fortgesetzt ein unerfreuliches Bild. Die Ungewißheit der Lage läßt kein flottes Geschäft aufkommen. In den letzten Tagen wurden Angebote bedeutender Posten gemacht, ohne jedoch zu den geforderten Preisen (255 bis 260 Reis für weißen Kristall) Käufer zu finden. Die Preise waren folgende: weißer Kristall 220 bis 250 Reis, gelber Kristall 190 bis 200 Reis, Mascavo und Mascavinho 135 bis 200 Reis pro Kilo. Die Zufuhr betrug 25.062 Sack, verladen wurden 50.659 Sack, so daß ein Stock von 211.800 Sack verblieb.

Branntwein ist wieder im Preise gestiegen. Die Zufuhr betrug nur 227 Pipas. Die Nachfrage war stark. Weitere Preiserhöhung ist zu erwarten. Man notierte für Xarque vom La Plata 660 bis 940 145\$000, von Campos, Bahia, Pernambuco und Rio Grande do Sul 120 bis 125\$000 pro Pipa.

Auch die Preise für Spiritus sind gestiegen. Die Zufuhr betrug nur 495 Volumen. Die Nachfrage war lebhaft. Man notierte für 40 gradigen Spiritus 250 bis 260\$000, für 38 gradigen 230 bis 240\$000, für 36 gradigen 210 bis 215\$000 pro 480 Liter ohne Faß.

Es wurden 200 Faß Schmalz von Newyork importiert; die Zufuhr von Minas und vom Süden betrug 6454 Kisten. Minasschmalz kostete 980 Reis

bis 1\$000, von Porto Alegre 1\$140 bis 1\$200, von Itajahy 1\$120 bis 1\$160 pro Kilo.

Der Import von Butter belief sich auf 450 Kisten, die Zufuhr vom Süden und Minas Geraes auf 9598 Volumen. Die Preise blieben unverändert. Minas-Butter kostete 2\$800 bis 3\$200. Butter vom Süden 1\$800 bis 2\$100 pro Kilo. Die bekannten französischen Marken kosteten 2\$270 bis 2\$460 pro Kilo.

Der Import von Carne Secca betrug 13.276 Ballen, vom Süden trafen 4053 Ballen ein. Trotz der großen Zufuhr, wodurch der Stock auf über 26.000 Ballen erhöht wurde, waren die Preise fest. Man notierte für Xerque vom La Plata 660 bis 940 Reis pro Kilo, von Rio Grande do Sul 640 bis 810 Reis.

Vom La Plata trafen 19.031 Ballen Alfafa ein, vom Inlande nur 850 Ballen. Letzteres kostete 240 bis 250 Reis, ersteres 200 bis 220 Reis pro Kilo.

Der Import von Zement betrug 23.972 Tonnen, wovon 3500 von Deutschland. Die Preise waren 10 bis 13\$000 pro Tonne, je nach Qualität.

Petroleum wurden 17.800 Kisten importiert. Die Preise waren 7 bis 7\$200 pro Kiste.

Der Baumwohlmärkte war wenig belebt. Die erwartete Preissteigerung scheint nicht eintreten zu wollen; es ist vielmehr ein Rückgang zu verzeichnen, welcher wohl auf die in Aussicht stehende, sehr ergiebige nordamerikanische Ernte zurückzuführen ist. Die Zufuhr betrug 8647 Ballen, verladen wurden 8276, so daß ein Stock von 22.293 Ballen verblieb. Die Preise waren: Pernambuco 10\$500 bis 11\$800, Rio Grande do Norte 10\$200 bis 11\$500, Ceara 10\$500 bis 11\$000, Parahyba 10\$200 bis 10\$600.

Die Zufuhr von Tabak betrug 7507 Volumen. Der Markt war ziemlich still, jedoch blieben die Preise unverändert. Man notierte 700 Reis bis 2\$100 pro Kilo. Es trafen 104 Volumen Zigarren (charutos) ein.

Die Schifffahrtsbewegung war folgende. Es fuhren vom 1. bis 15. Juli in Rio de Janeiro ein:

Brasilianer 27 Dampfer mit 18.076 Tonnen, Deutsche 14 D. mit 47.290 T., Engländer 23 D. mit 79.857 T., Franzosen 7 D. mit 19.949 T., Italiener 8 D. mit 22.414 T., Holländer 1 D. mit 4959 T., Oesterreicher 2 D. mit 5472 T., verschiedene Nationen 4 D. mit 8394 T.; total 86 Dampfer mit 206.111 Tonnen.

Es fuhren aus:

Brasilianer 28 Dampfer mit 19.583 Tonnen, Deutsche 12 D. mit 41.119 T., Engländer 24 D. mit 77.240 T., Franzosen 6 D. mit 16.385 T., Italiener 6 D. mit 16.010 T., Holländer 1 D. mit 4959 T., Oesterreicher 1 D. mit 3558 T., verschiedene Nationen 3 D. mit 5566 T.; total 81 Dampfer mit 184.420 Tonnen.

Deutsches Theater in Südamerika.

Ein Rückblick.

Mit der Aufführung des „Hüttenbesitzer“ hat das Deutsche Theater in Südamerika am Sonntag von S. Paulo und damit für dieses Jahr von Brasilien überhaupt Abschied genommen. Gestern trat die Gesellschaft von Rio aus die Reise nach dem La Plata an, um in Buenos Aires eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Da ist wohl ein Rückblick auf das

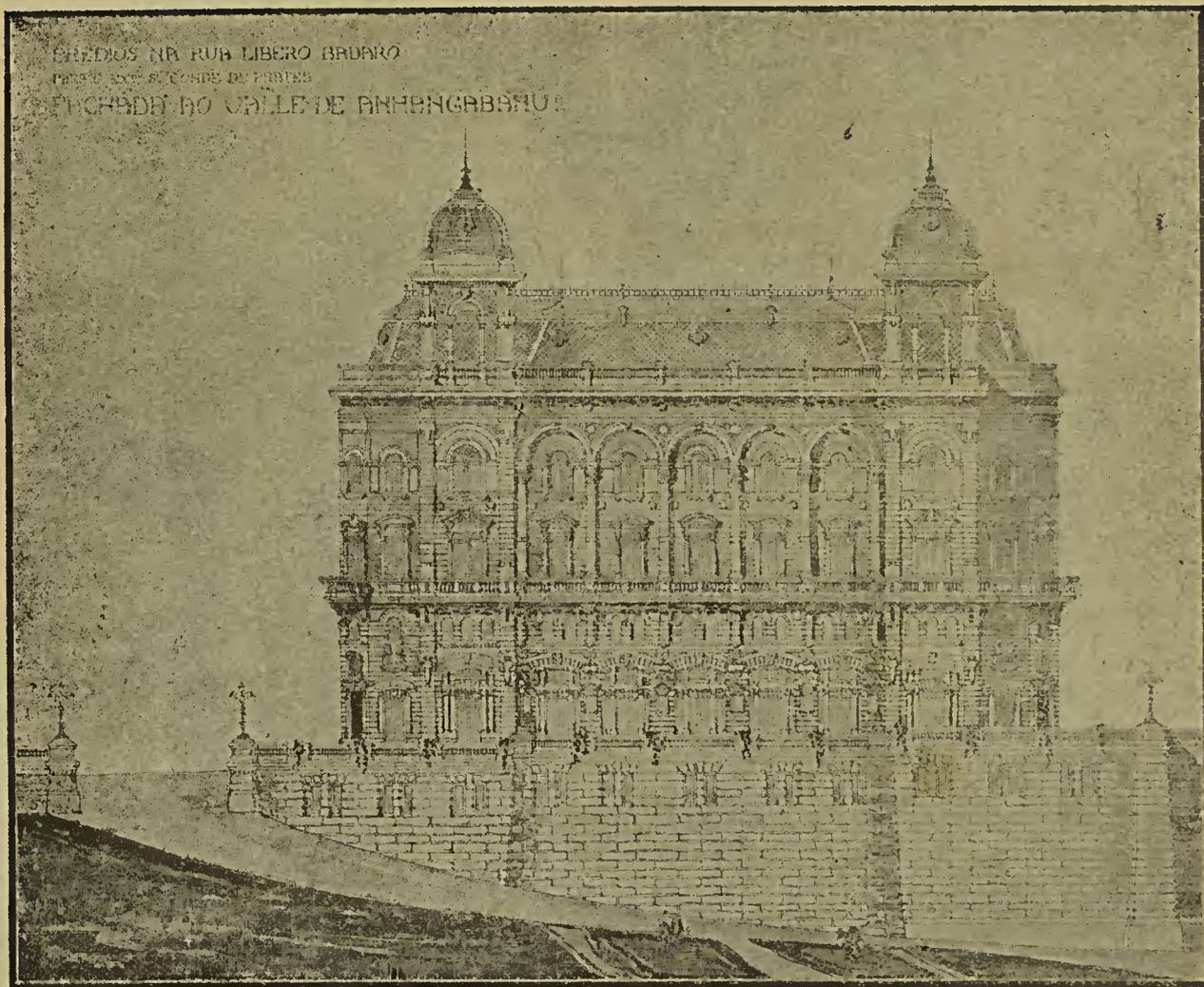
diesjährige Gastspiel am Platze.

Wir wollen gleich von vornherein feststellen, daß das Deutsche Theater in Südamerika die Sympathien, die es sich im vorigen Jahre erworben hat, während der zweiten Saison nicht nur zu bewahren, sondern sogar zu vermehren wußte. Das ist ein sehr erfreuliches Zeichen für die Leistungen der Truppe, denn die Erfahrung lehrt, daß die Gunst des Publikums, die sich stets kammisch dem Neuen zuwendet, demselben Unternehmen nur dann erhalten bleibt, wenn das Gebotene von Jahr zu Jahr besser wird. Wir könnten ein sehr nabeliegender Beispiel dafür heranziehen, wie schnell das Interesse an einem jubelnd begrüßten Kunstinstitut erlahmt, wenn nicht an der Weiterentwicklung gearbeitet wird. Der Kundige weiß, wen wir meinen!

Daß die Leitung des Deutschen Theaters nicht auf den Lorbeeren des vorigen Jahres ausruhte, sondern sich bemühte, die Leistungen zu verbessern, bewies schon die Eröffnungsvorstellung in Rio de Janeiro. Es liegt uns fern, früheren Mitgliedern zu nahe zu treten, aber die Truppe als Ganzes war in diesem Jahre ausgeglichener, sodaß eine gleichmäßige Besetzung der einzelnen Rollen möglich war, wenigstens in den meisten Stücken. Das ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil, denn selbst mit einer weniger guten, aber ausgeglichener Truppe lassen sich bessere Wirkungen erzielen als mit einer solchen, die neben einigen hervorragenden Künstlern lauter minderwertige Kräfte bringt. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß das Deutsche Theater in diesem Jahre weniger gut war, sondern wir wollen der Direktion nur ans Herz legen, auch in Zukunft nach dem diesmal bei der Zusammenstellung verfolgten Prinzip zu verfahren und nach Möglichkeit Künstler engagieren, die einander gleichwertig sind. Die finanziellen Erfolge des Unternehmens sind derart, daß wir diese Forderung sehr wohl stellen dürfen, ohne daß man ein Recht hätte, uns mit bedauerndem Aehselzucken das Kassenbuch als Antwort vorzulegen.

Uebrigens sind ja weder Direktion noch Aufsichtsrat gewillt, die Kasseeinnahmen zur Richtschnur ihres Handelns zu nehmen, denn sonst würden sie nicht soviel Geld auf die Ausstattung von Stücken verwandt haben, deren Vorführung nur in wenigen Orten und nur während einer einzigen Saison möglich ist, wie z. B. des „Faust“, der nur dreimal im ganzen in Szene geht: in Porto Alegre, S. Paulo und Buenos Aires. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß das Unternehmen von vornherein nicht als Kapitalanlage gedacht war, sondern kulturellen Zwecken dienen soll, so kann man nicht umhin, die in der Ausstattung gerade solcher Stücke bekundete Opferwilligkeit zu rühmen.

Das aber gibt uns auch einen Wink, welchen Maßstab wir an das Deutsche Theater in Südamerika anlegen sollen. Es hat Anspruch auf unser Wohlwollen, denn es ist ein Träger deutscher Kultur. Es hat jedoch auch ein Recht auf offenes, ehrliches Urteil, denn es strebt künstlerischen Zielen nach, wie es ja auch gar nicht anders möglich ist, wenn es wirkliche deutsche Kultur über See tragen will. Wir haben deshalb schon im Vorjahre den Grundsatz befolgt, das Unternehmen ernst zu nehmen, das heißt, ihm einerseits jede Förderung zu Teil werden zu lassen, die der Presse möglich ist, und es andererseits nach künstlerischem Maßstabe zu messen.



Ansicht eines der Häuserblocks, die für Conde de Prates in der Rua Libero Badarö S. Paulo, aufgeführt wird.

Daß dieses Urteil nicht anders sein kann, als subjektiv, weiß jeder, der von Kritik eine Ahnung hat. Und da in jedem Kopfe die Welt sich anders malt, so ist es natürlich, daß unsere Kritik nicht bei allen und nicht in allem Beifall fand. Das haben wir weder erwartet noch wäre es uns erwünscht. Freilich haben wir auch nicht geahnt, daß unsere subjektive, durch Zeichnung der betreffenden Berichte als solche gekennzeichnete Anschauung die Gemüter so erregen könnte, daß sie eine Theater-Demonstration herbeiführen würde.

Wir sind aber im Interesse des Deutschen Theaters in Südamerika höchst zufrieden, daß es so gekommen ist. Je mehr man sich mit dem Unternehmen beschäftigt, je mehr man von ihm spricht, desto stärker die Anziehungskraft, die es ausübt! Nur eine Bemerkung des Herrn Protestlers müssen wir zurückweisen. Nach den uns vorliegenden Berichten soll er gesagt haben, daß wir wohl aus persönlichen Motiven zu unserer Beurteilung gekommen seien. Wir haben nicht den Vorzug, Herrn Schmidt zu kennen, und haben daher auch keine Ahnung, ob er selbst vielleicht gewohnt ist, seine Urteile auf persönliche Motive zu gründen, sodaß

er von anderen dasselbe annimmt. Wir können ihm aber die Versicherung geben, daß wir gelernt haben, uns unsere Anschauungen auf Grund von Tatsachen zu bilden und die Empfindung dabei auszuschalten. Uebrigens haben wir im konkreten Falle nicht einmal die Möglichkeit, nach Empfindungen oder Empfindlichkeiten zu kritisieren, da wir im Gegensatz zu anderen Rezensenten stets die Bekanntschaft und den Verkehr mit den Künstlern, die wir beurteilen sollen, sorgfältig vermeiden, sodaß keinerlei persönliche Sympathie oder Antipathie entstehen kann. Das wissen und schätzen die Direktoren des Unternehmens so, daß sie den Verleger der „Deutschen Zeitung“ aufs dringendste baten, uns, deren Mission in S. Paulo eigentlich schon am Montag beendet war, zu veranlassen, doch wenigstens noch am Dienstag und Mittwoch der Vorführung von „Glück im Winkel“ und „Faust“ beizuwohnen. Hätten wir geahnt, was am Donnerstag vorgehen würde, so wären wir mit dem größten Vergnügen noch einen weiteren Tag geblieben. Wir hätten dann allerdings Herrn Schmidt aufgefordert, seine Kritik der Kritik nicht mit Verdächtigungen, sondern mit Gründen zu belegen. Uebrigens sind wir überzeugt, daß der

Verleger der „Deutschen Zeitung“ die Spalten des Blatte sehr gerne zur Verfügung stellen wird, damit Herr Schmidt beweisen kann, warum denn eigentlich das von uns über die „Renaissance“- und „Faust“-Aufführung Gesagte (nicht etwa vom flüchtigen Leser Hineingelegte) unrichtig und ungerecht war. Wir werden uns mit Vergnügen eines Besseren belehren und überzeugen lassen, daß die Kritik der Kritik nicht eine Befähigung desselben deutschen Charakterveranlagung war, der auch der mit Recht so beliebte sogenannte Hurrahpatriotismus entspringt. Nur bitten wir, uns bei dieser Gelegenheit auch den Zwiespalt zu lösen, der zwischen den angeführten und z. B. der Kritik der „Räuber“ und des „Glück im Winkel“ notwendig besteht, wenn man die uns liebenswürdigst unterstellte Art der Urteilmäßigkeit als wahr annimmt. Ferner bitten wir um Aufklärung, weshalb der Tadel sich nicht auch auf die Kritik von „Glaube und Heimat“ erstreckte. Waren wir da vielleicht ausnahmsweise deshalb nicht boshaft, weil zufällig Herrn Schmidt das Stück ebenfalls mißfiel.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung, die allerdings mit dem Thema zusammenhängt, zu dem Unternehmen selbst zurück! Wir betonen bereits, daß die Direktion in der Zusammensetzung des Personals glücklich war und in Bezug auf die Ausstattung keine Kosten schonte. Auch die Auswahl der vorgeführten Werke war lobenswert. Eine Schauspielgesellschaft, die im Auslande an der Erhaltung und Förderung deutscher Kultur mitarbeiten will, muß bei der Auswahl ihres Repertoires darauf halten, dem bewährten Alten das interessante Neue zu gesellen. Darum konnte die Direktion die Aufführung von „Glaube und Heimat“ nicht umgehen, obwohl sie von dem geringen Erfolge von vorneherein überzeugt war. Wir hätten es ihr sicherlich alle verübelt, wenn sie uns nicht ermöglicht hätte, uns ein eigenes Urteil über die Sensation der deutschen Theatersaison zu bilden. Sie wird auch in Zukunft gut tun, gewisser Ablehnung zum Trotz die Tagesstücke herüberzubringen. Das wird ihr nicht nur keine Sympathien rauben, sondern wir werden es ihr doppelt Dank wissen, weil es ihrerseits ein Opfer bedeutet.

Ueber die Möglichkeit der Klassikeraufführungen haben wir erst dieser Tage anlässlich der „Faust“-Aufführung gesprochen. An und für sich möchten wir eine sehr weitgehende Heranziehung klassischer Dramen wünschen, denn sie enthalten dichterische und sittliche Werte, wie kein modernes Stück. Aber die Verhältnisse stehen dem in vielen Fällen entgegen, so daß von den Klassikern nur Werke mit seltenem Szenenwechsel, geringem Statistenbedarf und mit straffer Handlung in Frage kommen können. Da bleibt leider das Beste ausgeschlossen, es sei denn, daß man ganz zu Anfang des Gastspiels an jedem Orte, wenn die Theaterbesucher noch aufnahmefähig und frisch sind, auch einmal einen Versuch mit intimen Werken wagt. Dichtungen wie der „Faust“ aber werden wohl für immer ausgeschlossen bleiben. Auch der „Wallenstein“ oder der „Julius Cäsar“ und Dutzende anderer sind unter den obwaltenden Umständen ausgeschlossen.

Die Stärke des Unternehmens wird stets im bürgerlichen Drama, im Gesellschaftsstück und im Lustspiel liegen. Das Feld ist weit und reich bestellt, so daß die Schauspielgesellschaft sorgfältig wählen kann, was sie uns vorzuführen gedenkt. Daß bei

der Auswahl religiöse und sittliche Empfindungen geschont, alle Deutschland in den Augen des Auslandes herabsetzenden Stücke ausgeschlossen werden müssen, haben wir bereits im Vorjahre betont. Die Direktion hat dem auch Rechnung getragen („Glaube und Heimat“, durch das sich manche verletzt fühlten, kommt hier nicht in Betracht, da es eine wichtige Tagesneuheit war), und das verdient Anerkennung, denn es ist bei der bunten Zusammensetzung unserer deutschsprechenden Kolonien schwer genug. Was wir aber in diesem Jahre vermißt haben, das war ein Lustspiel, das wirklich „zog“. Wir glauben, daß das unerläßlich ist, wenn alle Kreise auf ihre Rechnung kommen sollen. Ausserdem bedeutet es eine wohlthätige Abspannung inmitten der Problemstücke. Hoffentlich bringt uns das nächste Gastspiel Ersatz.

Es ist in der letzten Zeit viel von Konkurrenzunternehmen die Rede gewesen. Herr Papke hat sich mit dem Gedanken getragen, seiner Operettengesellschaft eine Schauspieltruppe anzugliedern. Ob er den Plan, der in diesem Jahre nicht zur Ausführung gelangte, ganz aufgegeben hat, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, ob Herr Jarno seine Absicht, im nächsten April mit seinem Wiener Ensemble nach Brasilien zu kommen, verwirklichen wird. Aber wie dem auch sei, wir sind überzeugt, daß das Deutsche Theater in Südamerika unter keiner Konkurrenz leiden wird, denn es hat sich die Sympathien des Publikums so erobert, daß ganz hervorragende Leistungen oder aber seinerseits ein Nachlassen nötig wäre, um es aus der Gunst zu verdrängen. Ein ganz erstklassiges Ensemble herüberzubringen scheidet an dem sicheren materiellen Mißerfolge. Und daß die Leistungen unseres Deutschen Theaters nicht nachlassen, dafür ist uns der Eifer und die Umsicht der Direktion Bürge, dafür sorgt ferner eine sachlich strenge und zugleich fördernde Kritik, wie wir sie uns im Interesse der Gesellschaft und unseres Publikums zur Pflicht gemacht haben. Indem wir hiermit dem Deutschen Theater in Südamerika für die wackeren Leistungen seines zweiten Gastspiels aufrichtig danken und ihm für dieses Jahr ein herzliches Lebewohl zumufen, geben wir gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, es im nächsten Jahre in noch vollkommener Gestalt wiederssehen zu dürfen, auf daß es seiner großen Aufgabe als wichtiger Kulturträger in immer bedeutsamerer Weise gerecht werden kann.

Dr. B.

Die Paulistaner Botschaft.

Die Botschaft, mit der der Staatspräsident von S. Paulo, Dr. Albuquerque Lins, die ordentliche Tagung des Staatskongresses eröffnete, zeigt von neuem, daß der große Kaffeestaat noch immer an der Spitze des Fortschritts in Brasilien marschiert. Das klingt vielleicht ein wenig sonderbar, denn S. Paulo ist bekanntlich der konservativste von allen Staaten der Republik. Aber es zeigt sich eben wieder, daß ein gesunder Konservatismus mit dem wirklichen Fortschritt durchaus vereinbar, ja ihm sogar förderlicher ist als die Zerrbilder von Liberalismus, die wir in gewissen Staaten finden. Anarchie und Freiheit sind himmelweit verschiedene Dinge, und wahre Freiheit ohne Gebundenheit ist unmöglich. Wir wollen damit bei Leibe nicht sagen, daß der

Staat S. Paulo den Zustand wahrer Freiheit bereits erreicht habe (er ist im Gegenteil noch weit genug entfernt), sondern wir wollen nur feststellen, daß er den anderen voraus ist.

Der Staatspräsident sagt eingangs, daß der Vergleich der diesjährigen Botschaft mit ihren Vorgängerinnen beweise, daß die freiheitlichen Einrichtungen des Staates mit immer größerer Regelmäßigkeit arbeiteten und daß auch die Verwaltung entsprechend dem allgemeinen Bedürfnis immer weiter ausgebaut worden sei. Nach Ueberwindung der langen und schweren Wirtschaftskrise, die sich empfindlich fühlbar gemacht habe, sei der Staat in eine Periode neuen Aufschwungs getreten, unterstützt durch die energische Arbeit und die mutige Initiative, die immer den Ruhm S. Paulos bildeten.

Das sind stolze Worte, die gewiß berechtigt sind, denen jedoch auch das „Aber“ nicht fehlt. Der Präsident selbst bringt zum Ausdruck, indem er hinzufügt, daß die günstige Lage des Staates und seine fortschreitende Entwicklung neue Aufgaben stelle, zu deren Lösung die ordentlichen Einnahmen nicht ausreichen. Das schaffe eine schwierige Lage für die Verwaltung, und es bedürfe ernster Arbeit seitens des Kongresses, um dem abzuweichen. Auf diese wenigen Worte beschränkt sich die Einleitung, die der Staatspräsident den Berichten der einzelnen Staatssekretäre vorausschickt. Er hat nicht, wie der Bundespräsident in seiner Eröffnungsbotschaft, nötig, die Volksvertreter abzukanzeln und zur Arbeit zu ermahnen, er braucht nicht vor Demagogen zu warnen, er braucht die Finanzlage nicht grau in grau zu malen. Denn in S. Paulo arbeitet der Kongreß, zwar nicht emsig, zwar nicht gründlich, aber er arbeitet doch. In S. Paulo ist die Demagogie mit ihren Versuchen zum Umsturz der bestehenden Ordnung nicht im Schwange. (Ob sie's in dem bevorstehenden Wahlfeldzuge nicht wird, ist eine andere Frage. Schriftliche und mündliche Äußerungen gewisser vorlauter Pseudohermisten lassen es leider befürchten.) In S. Paulo ist die Finanzlage, wenngleich nicht glänzend, so doch erträglich.

All das hat denn auch die Presse veranlaßt, die Botschaft im ganzen günstig zu beurteilen, und zwar nicht nur die nächstbeteiligten Paulistauer, sondern auch die Rioblätter. Das „Jornal do Commercio“ gedachte sowohl in seiner Morgen- als auch in seiner redaktionell getrennten, eine andere Richtung verfolgenden Abendausgabe in sehr anerkennender Weise der Botschaft. Die Morgenausgabe knüpfte daran den Wunsch, daß endlich eine offene Versöhnung zwischen der Bundes- und der Paulistauer Staatsregierung zustande kommen möge, da der Bund auf die Dauer der Mitarbeit des mächtigsten und fortgeschrittensten Staates nicht entbehren könne. Man kann hinzufügen, daß auch S. Paulo der Bundesregierung nicht entraten kann, wenn es weiterhin gedeihen soll.

Aus den umfangreichen Berichten der einzelnen Staatssekretariate können wir natürlich nur Einzelheiten herausgreifen. Im Ressort des Innern interessiert besonders das Schulwesen. Die Zahl der einklassigen Schulen betrug im vorigen Jahre 191, davon 102 an Sitzen von Municipien und 89 in anderen Ortschaften. Dazu kommen 23 Abendschulen für Erwachsene, davon 10 in S. Paulo selbst. Die Zahl der mehrklassigen Schulen stieg auf 103.

Im ganzen waren 2369 Schulklassen vorhanden. Die Schülerzahl belief sich auf 99.203, 54.804 in

den mehrklassigen und 44.399 in den einklassigen Schulen. Dazu kamen 563 Besucher der Abendschulen. Die Stadt S. Paulo wies 20.675 Schüler auf, also über 20 Prozent der Gesamtzahl, was zu der Einwohnerzahl der Stadt verglichen mit der des Staates nicht im richtigen Verhältnis steht, sondern einen bedeutend höheren Prozentsatz darstellt. Im laufenden Jahre ist die Zahl der Schulklassen bereits auf 2475 gestiegen. Die rapide Zunahme der Schülerzahl in den staatlichen Volksschulen ergibt sich am besten aus folgender Aufstellung: 1904: 47.513, 1905: 50.757, 1906: 54.359, 1907: 61.084, 1908: 70.453, 1909: 80.469, 1910: 99.203. Gewiß ein erfreuliches Bild, selbst wenn man bedenkt, daß die Lehrer nicht überall ihre Pflicht tun, daß vielmehr der Unterricht zuweilen höchst mangelhaft ist. Die Gesamtzahl der Schüler in den Volksschulen, einbezogen die der kommunalen und privaten, belief sich auf 142.616, und rechnet man noch die höheren Schulen hinzu, so waren es 150.643.

Der Schulbau schreitet, seit die große Anleihe von 10.000 Contos für Schulzwecke bewilligt worden ist, rüstig fort. 31 Bauten sind in Arbeit, der Bau von 10 weiteren ist ausgeschrieben und 4 sind bereits vollendet. Sicherlich kann sich damit kein anderer Staat Brasiliens messen!

Auch das Mittelschulwesen ist entsprechend gefördert worden. Die Reorganisation des Polytechnikums hat zur Folge gehabt, daß die Zahl der Neuanmeldungen von 84 auf 122 stieg. Die Gesamtschülerzahl beträgt jetzt 222. Die Normalschule der Staatshauptstadt weist 785 Schüler auf, darunter 323 im ersten Jahrgang. Die Lehrerprüfung bestanden 138 Schülerinnen und 17 Schüler. In Itapetininga und S. Carlos wurden neue Normalschulen gegründet, die zusammen mit den in Botucatu und Pirassununga bereits bestehenden und mit den Komplementarschulen in S. Paulo, Campinas, Piracicaba und Guaratingueta einen neuen Lehrplan erhielten. Diese Schulen wurden insgesamt von 1703 Schülern und Schülerinnen besucht, nämlich 491 in S. Paulo, 279 in Campinas, 315 in Piracicaba, 303 in Guaratingueta, 149 in Itapetininga, 87 in Pirassununga und 79 in Botucatu. Die Schlußprüfung bestanden 231, von denen 89 auf S. Paulo entfielen.

Die Staatsgymnasien, von denen Ribeirão Preto noch im Ausbau begriffen ist, wurden von 559 Gymnasiasten besucht, und zwar S. Paulo von 265, Campinas von 222 und Ribeirão Preto von 72. Der Staatssekretär des Innern schlägt eine Reorganisation der Anstalten vor. Er möchte den Lehrplan mehr den Bedürfnissen des praktischen Lebens anpassen, nachdem die Gleichberechtigung aufgehoben und die Anpassung an den Lehrplan des Nationalgymnasiums nicht mehr erforderlich ist. Da haben wir glücklich wieder den reinen Utilitätsstandpunkt, der unserem geistigen Fortschritt überall im Wege steht und verhindert, daß wir jemals zu wissenschaftlicher Arbeit fähig werden. Von den Segnungen des Dekrets über die Unterrichtsreform haben wir bislang noch wenig gemerkt, von seinen Nachteilen aber leider schon, recht viel!

Aus dem Bericht des Staatssekretärs des Innern noch ein paar Daten aus anderen Abteilungen: Das Staatsmuseum in Ipiranga wurde im Jahre 1910 von 67.181 Personen besucht, 4000 mehr als im Vorjahre. Die Personenstandsbewegung belief sich im ganzen Staate auf 113.865 Geburten, 21.121 Eheschließungen und 62.522 Sterbefälle. Daran ist die

Hauptstadt mit rund 10 Prozent beteiligt, nämlich mit 12.128 Geburten, 2420 Eheschließungen und 6296 Sterbefällen. Das Verhältnis der Einwohnerzahl S. Paulos zu derjenigen des ganzen Staates ließe einen höheren Prozentsatz erwarten.

Das Justizsekretariat ist im Berichtsjahre umgestaltet worden. Wir haben darüber vor einiger Zeit eingehend berichtet, so daß wir die Ausführungen des Dr. Washington Luiz in dieser unserer kurzen Uebersicht über die Botschaft übergehen können.

Auch das Ackerbausekretariat würde einer Umgestaltung unterzogen. Ueber die Arbeiten dieses Ressorts sind unsere Leser ebenfalls auf dem Laufenden. Nur die Zahlenangaben bedürfen an dieser Stelle besonderer Berücksichtigung. Da ist zunächst die Kaffceernte. Sie betrug im Erntejahre 1909-1910 12.285.244 Sack. Nach Santos wurden 11.495.000 Sack gebracht, doch sind darin auch die Herkünfte aus Minas Geraes und Parana einbegriffen. Die Reisernte wird auf 107.665.800 Liter (ungeschält) beziffert. Dieser Produktion steht der Konsum innerhalb des Staates mit 102.980.800 Liter gegenüber. Der Reis ist übrigens als Exportprodukt bereits an zweite Stelle getreten. Es wurden 11.592 Tonnen Reis (geschält) ausgeführt, und zwar 8747 Tonnen über die Zentralbahn, also aus dem Parahydale stammend, 2529 über Iguape und der Rest über Cananéa und Santos. Kein anderer Staat der Republik hat eine gleich hohe Reisausfuhr zu verzeichnen.

An Bohnen wurden im Erntejahre 1909-1910 . . . 142.456.000 Liter erzeugt. Wie groß der Handel in diesem Produkt ist, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß auf den Stationen der Zentralbahn, der Mogyana, der Paulista und der Sorocabana in demselben Zeitraum 25.072 Tonnen Bohnen verladen wurden. Ein nicht unbedeutender Teil der Produktion geht übrigens nach dem Bundesdistrikt. Die Maisernte, die wegen des starken örtlichen Verbrauchs sehr schwer festzustellen ist, wurde auf 940.000.000 Liter geschätzt. Die vier oben genannten Bahnen verladen 34.117 Tonnen. An Baumwolle wurden 1.127.101 Arroben (in Schale) erzeugt, was 5071 Tonnen spinbaren Materials entspricht. Daß aber der Bedarf der Paulistaner Industrie noch lange nicht gedeckt wird, beweist die Tatsache, daß noch 7049 Tonnen über Santos zur Einfuhr gelangten.

Auch an Zucker wurde der Bedarf durch die einheimische Produktion nicht gedeckt. Neben 122.599.290 Litern Branntwein und Spiritus lieferte der Staat 24.135 Tonnen Zucker. Es mußte eine Einfuhr von 59.575 Tonnen aus dem Norden stattfinden. Die Tabakernte endlich bezifferte sich auf 136.532 Arroben (zu 15 kg).

Der Verkehr über Santos mit dem Auslande betrug im Jahre 1910 429.734:417\$ Papier . . . (263.282:036\$ Gold) gegen 547.642:837\$ Papier (305.264:485\$ Gold) im vorhergehenden Jahre. Die Einfuhr ist gestiegen, nämlich auf 147.591:815\$ Papier (87.844:786\$ Gold), damit alle früheren Jahre übertreffend. Die Ausfuhr jedoch ging gegen 1909 erheblich zurück, und zwar auf 282.142:602\$ Papier (175.537:268\$ Gold). Der Grund ist darin zu suchen, daß die Ernte geringer war und auch teilweise in Santos zurückgehalten wurde. Einer Ausfuhr von 13.433.104 Sack im Jahre 1909 stand 1910 nur eine solche von 6.835.712 Sack gegenüber. Freilich besserten sich die Preise erheblich, von 31\$913 auf 40\$754 pro Sack (60 kg). Bezüglich der Ein-

fuhr ist hervorzuheben, daß besonders in Steinkohle, Eisen, Stahl, Zement, landwirtschaftlichen und industriellen Maschinen, Druckpapier usw. die Zunahme besonders stark war. Das spricht für die zunehmende wirtschaftliche Entwicklung des Staates. Läßt man die Edelmetall- und Banknotenbewegung außer Ansatz, so stellt der Paulistaner Außenhandel nicht weniger als 25 Prozent des gesamten brasilianischen Außenhandels dar. Das kennzeichnet die hohe Bedeutung des Staates am besten!

Die Schiffsbewegung im Hafen von Santos war, obwohl der Außenhandel zurückging, lebhafter als im Vorjahre. Es liefen 1574 Dampfer und Segelschiffe mit 3.566.780 Tonnen ein und 1577 mit 3.567.264 Tonnen aus. Für die übrigen Häfen des Staates sind die Zahlen folgende (einlaufende und abfahrende Schiffe halten sieh die Wage): Ubatuba 110 mit 37.878 Tonnen, Caraguatuba 109 mit 37.281 Tonnen, Villa Bella 109 mit 37.281 Tonnen, Cananéa 147 mit 34.876 Tonnen, S. Sebastião 109 mit 37.281 Tonnen und Iguape 90 mit 34.590 Tonnen.

Die Wanderungsbewegung hingegen hat gegen das Vorjahr abgenommen. Es wanderten 37.690 Personen ein (1909:48.169) und 30.761 (1909:41.995) aus. Doch war der Ueberschuß der Einwanderung mit 6929 um 755 Personen größer als im Vorjahre. Die Botschaft beklagt, daß die Einwanderung nicht in dem Maße zugenommen habe, wie es den vom Staate gewährten Vergünstigungen entspräche. Sie schiebt die Schuld zum guten Teil auf die Propaganda, die im Auslande gegen die Ansiedlung im Staate S. Paulo gemacht wird, namentlich auf die Behauptung, daß die Lage der Pflanzungsarbeiter nicht gesichert sei. Die Botschaft gibt zu, daß noch manches nicht sei, wie es sein müßte, hebt aber hervor, daß die Regierung bestrebt sei, allen berechtigten Klagen abzuwehren.

Das Eisenbahnnetz innerhalb des Staates hat eine Vermehrung um 376 Kilometer erfahren und beträgt jetzt 5201 Kilometer, von denen 1718 Bundes- oder Staatseigentum sind und 3483 Privatgesellschaften gehören. Die Einnahmen der Bahnen mit Ausnahme der Araraquarabahn und der Kleinbahn nach S. Vicente, deren Ergebnisse noch nicht vorliegen, bezifferten sich im Jahre 1910 auf 83.418:632\$109, denen 45.516:393\$755 an Ausgaben gegenüberstehen, so daß ein Saldo von 37.902:238\$254 erzielt wurde. Am günstigsten schnitt die S. Paulo Railway ab, deren Saldo 10.509:464\$540 beträgt, während die Mogyana 7.062:595\$776, die Sorocabana 70.011:267\$083, die Paulista 6.846:049\$086 Ueberschuß erzielten.

An Flußschiffahrtslinien mit Dampferverkehr waren Ende 1910 896 Kilometer in Betrieb, und zwar 194 Kilometer auf dem Tieté und Piracicaba, 702 auf der Ribeira von Iguape. Diese Zahlen halten natürlich einen Vergleich mit denen über das Eisenbahnwesen nicht aus. Der Entwicklung der Flußschiffahrt sind im Staate S. Paulo enge Grenzen gezogen, da die großen Flüsse außer der Ribeira sämtlich landeinwärts gehen und außerdem zahlreiche Wasserfälle und Stromschnellen den Verkehr hemmen. Daß aber die bestehenden Linien des Ausbaues fähig sind und auch ausgebaut werden müssen, steht außer Frage.

Gehen wir in dieser kurzen Uebersicht nun zur Finanzgebarung über. Die Einnahmen des Staates S. Paulo im Jahre 1910 bezifferten sich auf 216.451:703\$094, die Ausgaben auf 184.660:933\$060,



so daß auf neue Rechnung 31.790:770\$034 vorge-
tragen werden konnten. Auf die ordentlichen Ein-
nahmen entfielen 36.118:378\$660, auf die außer-
ordentlichen 7.162:490\$414, zusammen also . . .
43.280:869\$074. Veranschlagt waren beide Ein-
nahmequellen mit 52.170:999\$984. Sie blieben also
um 8.890:130\$910 gegen den Voranschlag zurück.
Diese Erscheinung hängt wieder mit der Vermin-
derung der Kaffeeausfuhr zusammen. Der Ausfall
rührt nämlich fast ausschließlich vom Rückgang des
Ausfuhrzollens her, der mit 25.000 Contos angesetzt
war und nur 17.475:852\$310, also 7.524:147\$690
weniger ergab. An anderen Einnahmequellen sind
zu nennen die Zuschlagstaxe auf den ausgeführten
Kaffee mit 21.164:814\$298, die Ausgabe von Ti-
teln der inneren Schuld mit 24.955:000\$000, von
Schatzwechseln mit 76.127:993\$892, der gutgeschie-
bene Kostenpreis des zur Versteigerung gelangten
Kaffees mit 17.348:751\$783.

Von den Ausgaben entfielen 15.265:868\$728 auf
das Staatssekretariat des Innern, 14.015:845\$915 auf
das der Justiz, 14.572:973\$067 auf das des Acker-
baues und 21.997:013\$600 auf das der Finanzen.
Die Verwaltung des Staates kostete also . . .
65.851:701\$310. An Schatzwechseln wurden . . .
40.198:556\$218 eingelöst und 14.657:468\$604 zur
Deckung von Kosten bei Bankinstituten verwandt.
Die Valorisationsanleihe erforderte 34.025:856\$000
und der Valorisationsdienst 23.218:227\$965.

Interessant ist namentlich das Studium der Aus-
gaben des Ministeriums des Innern. Die Staatsprä-
sidentschaft kostet S. Paulo jährlich 76:400\$000. Das
ist nicht wenig, will aber nichts besagen gegen-
über den Aufwendungen für den Kongreß, nämlich
473:151\$235 für den Senat und 823:903\$066 für die
Deputiertenkammer. 1.297:054\$301 für die Väter
eines so kleinen Vaterlandes ist viel. Ein Trost noch,
daß in S. Paulo die Maschine wenigstens einiger-
maßen arbeitet, während sie im Bunde völlig ver-
sagt, obwohl sie dort noch teurer ist! Neben diesen
Zahlen nehmen sich die Beträge von 73:209\$180
für das Museum, 31:110\$807 für die Staatsbiblio-
thek und 12:000\$000 für die Gemäldesammlung des
Staates recht dürftig aus. Andererseits sind die Auf-
wendungen für den Unterricht sehr bedeutend: . . .
10.257:386\$064, also über zwei Drittel des gesam-
ten Budgets des Staatssekretariats des Innern. Da-
von entfallen 112:200\$000 auf die Inspektion des
Unterrichtswesens, 8.392:622\$744 auf die Volksschu-
len, 737:270\$095 auf die Lehrverausbildung, . . .
453:859\$789 auf die Polytechnische Schule und
561:431\$443 auf die Staatsgymnasien.

Im Ressort des Ackerbausekretariats nimmt das
Einwanderungswesen große Summen in Anspruch,
nämlich 2.992:481\$072. Dann folgen die Sanierung
von Santos mit 2.212:521\$782, das Wasser- und Kan-
nalisationsamt der Staatshauptstadt mit . . .
2.143:405\$067, die öffentlichen Arbeiten mit . . .
1.932:272\$740 und im außerordentlichen Etat die
Neubauten der Sorocabana mit 1.175:463\$500. Im
Justizsekretariat erfordert die größte Ausgabe die
Polizeitruppe, nämlich 8.744:405\$250, und im
Schatzamt der Schuldendienst mit 8.448:848\$091 an
Zinsen und 4.245:648\$100 an Kursdifferenzen.

Damit haben wir kurz die Daten skizziert, die uns
in dem beachtenswerten Dokument des Paulistaner
Fortschritts besonders wichtig erschienen.

Die Reise nach Bahia.

Marschall Hermes ist von seiner Reise nach Ba-
hia wohlbehalten zurückgekehrt. Der Einzug des
Präsidenten hat nicht in so imposanter Weise sta-
finden können, wie seine übereifrigen Freunde und
die des Verkehrsministers es gewünscht hatten, da
zwei Todesfälle, der des Generals Marciano Ma-
gallhães und der der Mutter des Dr. Seabra, das Ab-
halten geräuschvoller Festlichkeiten nicht zuließen.
Es soll hier nicht erörtert werden, ob solche Em-
pfangsfestlichkeiten nach so kurzer Abwesenheit
wohl notwendig oder mit unseren bei jeder Gele-
genheit so stark betonten republikanischen Prinzi-
pien vereinbar sind. Sicher aber ist es, daß Mar-
schall Hermes sich nicht sonderlich darüber ge-
grämt hat, daß er, allerdings aus Gründen, die an
sich beklagenswert sind, dem Empfangsrundel ent-
gehen konnte. Es wird in dieser Hinsicht bei uns
in letzter Zeit etwas zuviel geleistet. Es ist ja ganz
in der Ordnung, daß der von einer Reise in seine
Hauptstadt zurückkehrende Staatschef freudig be-
grüßt wird; aber es ist doch ein großer Unter-
schied zwischen einer spontanen herzlichen Begrü-
sung seitens der Bevölkerung und den bei uns be-
liebten Empfangsfeierlichkeiten, wobei der ganze
offizielle Apparat aufgeboten wird und das Ganze
den Charakter einer von oben herab befohlenen Eh-
rung erhält. Das sollte man unter allen Umständen
zu vermeiden suchen.

Die Opposition ist natürlich gleich bei der Hand,
die geplanten Festlichkeiten als bestellte Arbeit zu
verschreien, wie sie ja die ganze Reise als ein poli-
tisches Manöver hinzustellen sucht, dessen einziger
Grund der gewesen sein soll, die Wahl des Verkehrs-
ministers zum Governador von Bahia zu sichern. Die
Zivilistenpresse hat es sogar fertig gebracht, zu be-
haupten, der Empfang des Präsidenten in Bahia sei
über alles Erwarten kalt gewesen, und wenn die Her-
ren des Gefolges und die von den Anhängern Sea-
bras angeworbenen Claqueurs nicht krampfhaft
„hoch“ geschrieben hätten, so wäre der Marschall
ohne Sang und Klang in Bahia eingezogen. Beson-
deren Wert legt die Presse auch darauf, immer wie-
der zu versichern, daß die Hochrufe auf Seabra
als zukünftigen Governador absolut kein Echo ge-
funden hätten.

Wer die Zeitungen der Festtage gelesen hat, selbst
die Zivilistenblätter, kann unmöglich behaupten wol-
len, daß der Empfang kalt verlaufen und daß die
Bevölkerung von Bahia dem Marschall nicht die ge-
wünschte Aufmerksamkeit erwiesen habe. Die Zi-
vilisten wollen jetzt glauben machen, die Regie-
rung habe in Bahia eine scharfe Zensur geübt und
keinerlei ungünstige Nachrichten passieren lassen.
Ein Journalist aus dem Gefolge des Präsidenten ver-
sichert, daß einer der Sekretäre des Präsidenten in
Bahia angeordnet habe, daß alle Telegramme erst
expediert werden dürfen, nachdem er dieselben ge-
sehen und für gut befunden habe. Sollte wirklich
diese Zensur geübt worden sein, so wäre das sehr
zu bedauern und scharf zu verurteilen. Sicher aber
ist, daß der Präsident nichts von solchen Anord-
nungen gewußt hat. Der betreffende Sekretär hat
offenbar, wenn überhaupt etwas Wahres an der Ge-
schichte ist, aus eigener Machtvollkommenheit ge-
handelt und hat gewiß geglaubt, seinem Chef da-
durch einen großen Dienst zu erweisen. Durch sol-



chen Uebereifer von Beamten ist schon oft großes Unheil angerichtet worden, da die Verantwortung doch immer auf den Chef zurückfällt. In diesem Falle war die Zensur außerdem durchaus unnötig, da ja der Empfang über Erwarten herzlich und großartig war. Die Zivilistenblätter hätten also ruhig drauf los lügen können, ohne daß dadurch irgendwelcher Schaden angerichtet worden wäre; denn sie hätten doch keinen Glauben gefunden. Kann aber jetzt der Beweis erbracht werden, daß wirklich so eine Art von Zensur bestanden hat, so wird man unwillkürlich alle die glänzenden Festberichte noch nachträglich unter Quarantaine stellen und der übereifrige Sekretär wird genau das Gegenteil von dem erreichen, was er erreichen wollte. Es ist auch sehr unwahrscheinlich, daß sich der Chef des Telegraphenamts in Bahia so ohne weiteres den Anordnungen des Sekretärs, der doch nur ein Subalternbeamter ist, gefügt haben sollte, sodaß aus diesem Grunde die angebliche Zensur sehr unglauhaft erscheint.

Die Reise nach Bahia ist von den Zivilisten zu Parteizwecken nach Möglichkeit ausgeschlachtet worden. Sie sahen darin nichts weiter, als einen politischen Schachzug des Verkehrsministers, welcher die Person des Bundespräsidenten für seine persönlichen Bestrebungen ausnutzen wollte. Man muß schon eine sehr schlechte Meinung von Marschall Hermes haben, um eine solche Behauptung aufstellen zu können. Wenn er schon auf die politischen Bestrebungen seiner Partei Rücksichten nehmen muß, so ist damit doch noch lange nicht gesagt, daß er sich deshalb zum Wahlagitator hergeben müßte. Marschall Hermes ist nicht der Mann dazu, sich auf diese Weise mißbrauchen zu lassen. Das wissen seine Gegner auch, und sie kennen auch das eigentliche Motiv der Reise sehr gut.

Marschall Hermes hat sich vom ersten Tage seiner Regierung an bestrebt, mit der Bevölkerung möglichst enge Fühlung zu gewinnen. Besonderes Interesse hat er stets für die arbeitenden Klassen gezeigt und ebenso ist er bestrebt, das Vertrauen des Mittelstandes zu gewinnen, dessen Wohl er zu fördern eifrig bestrebt ist. Da ist es nicht zu verwundern, daß in ihm der Wunsch rege geworden ist, dem Handel einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, indem er der bedeutsamen Feier beiwohnte, welche die erste Handelskammer, die in Brasilien gegründet wurde, zur Erinnerung an die vor einem Jahrhundert erfolgte Gründung veranstaltete. Ferner hat der Präsident wohl auch den Wunsch, die verschiedenen Teile seines Landes genauer kennen zu lernen, wozu ihm die Feier in Bahia einen willkommenen Anlaß bot. Es ist von jeher ein grosser Fehler unserer Präsidenten gewesen, daß sie den größten Teil des Landes nicht aus eigener Anschauung kannten und bei Marschall Hermes ist das nicht anders. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß er sich bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern, wie dies mehrere seiner Minister jetzt auch tun. Allerdings ist es nicht zu leugnen, daß solche Rei-

sen in dieser Hinsicht ihren Zweck ganz und gar verfehlen, wenn sie mit so großem Apparat unternommen werden, wie jetzt die Reise nach Bahia. Der Marschall ist ja vor lauter Festlichkeiten gar nicht zur Besinnung gekommen, kann also auch über die Verhältnisse in den bereisten Staaten nicht viel für ihn Wissenswertes erfahren haben. So ist es seiner Zeit auch dem verstorbenen Präsidenten Affonso Penna ergangen. Ehe er die Regierung antrat, bereiste er den Norden und den Süden, um sich aus eigener Anschauung ein Urteil über die Verhältnisse zu bilden. Er ist aber nicht dazu gekommen. Man hat ihn überall derart gefeiert, daß es ihm einfach unmöglich war, den eigentlichen Zweck seiner Reise im Auge zu behalten und durchzuführen. Das sollte nicht sein. Leider ist es nicht zu leugnen, daß in letzter Zeit in Verhimmelung und Beweihräucherung der Machthaber viel und schwer gesündigt wird. Nicht nur der Bundespräsident ist ein Opfer dieses Mißbrauchs, sondern auch die Staatspräsidenten und neuerdings erstreckt sich die Verhimmelung auch noch auf die Angehörigen, wie man bei der Rückkehr des Marschall Hermes vielfach bemerken konnte. Sehr richtig hat der Marschall bei einer Gelegenheit in Bahia darauf hingewiesen, daß es ja doch noch viel zu früh sei, von seinen Verdiensten und Erfolgen zu reden, da er eigentlich noch gar nichts von Bedeutung geleistet habe. Das sollte man beherzigen und sich die Begeisterung bis zur Beendigung der Regierung eines jeden Präsidenten aufsparen. Dann freilich hat sich die große Menge schon längst dem neuen Stern zugewandt und wenn ein Staatsmann auch noch so viel geleistet hat, ist er doch nach Ablauf seiner Zeit ebenso schnell vergessen, wie alle seine Vorgänger. Die Ehrungen gelten eben meist nicht nur der Person, sondern dem Machthaber, welcher so viele schöne und einträgliche Stellen zu vergeben hat. In dieser Hinsicht Wandel zu schaffen, wäre ein schönes Verdienst, das sich der jetzige Bundespräsident erwerben könnte.

Die deutsche Marokkointervention

Ein hochpolitisches Ereignis, dessen Tragweite heute noch nicht zu ermessen ist, bildet die Entsendung des „Panther“ nach Agadir, einem kleinen Hafen an der Westküste Marokkos. Bekanntlich waren Frankreich und Spanien seit einiger Zeit eifrig an der Arbeit, unter allerhand Vorwänden und gleichzeitiger Verletzung des Algeciras-Vertrages Truppen nach Marokko zu senden, ins Innere vorzudringen und ganze Landstriche zu besetzen.

Die übrigen Mächte, darunter ebenfalls Deutschland, hatten bisher zu diesem Treiben geschwiegen, wenigstens war über etwaige Vorstellungen von Seiten der deutschen Regierung nichts ins Publikum gelangt. Um so größer war das Erstaunen, nicht nur in Paris, sondern auch in den Kabinetts der auswärtigen Regierungen über dieses anscheinend nicht erwartete energische Vorgehen von Seiten Deutschlands.

Es ist begreiflich, daß die Nachricht von der deutschen Intervention schon in der ersten Stunde ihrer Verbreitung durch Extrablätter einen star-

ken Effekt auf die ohnehin leicht erregbaren Pariser machte. Es war gerade Dinerzeit, als die ersten Camelots brüllend auf den Boulevards den „grave incident“ und die „menaces de l'Allemagne“ ausriefen, und die Leute, die unterwegs waren, rissen den Verkäufern die druckfeuchten Blätter buchstäblich aus den Händen. Der Eindruck war, wie sich leicht erkennen ließ, viel mehr Verwunderung als Sorge oder gar Schrecken. Das Volksempfinden ist, soweit Marokko in Frage kommt, ruhiger geworden. Kein vernünftiger Mensch hält es für möglich, daß aus dieser Angelegenheit eine nationale Ehrenfrage zwischen Deutschland und Frankreich hergeleitet werden könne. Diese Empfindung wird durch die Lektüre der Morgenblätter verstärkt. Bei allem Widerspruch, den Deutschlands Vorgehen erregt, und der sich vereinzelt in heftigen Worten äußert, ist doch nirgends ein aufhetzender Ton vernehmlich. Selbst die Marokkoblätter raten zunächst zur Ruhe und Ueberlegung.

Der deutsche Botschafter soll nach dem „Matin“ Herrn de Selves gesagt haben, er hoffe bestimmt, die Nachricht von Deutschlands Vorgehen werde in Frankreich keinerlei Beunruhigung erregen. Deutschland habe nicht die Absicht, eine neue Politik zu inaugurieren und sich vom Geist und Buchstaben des Algeirasvertrages freizumachen. Es handle sich nicht um eine neue Konferenz, sondern einzig um die Sicherheit und den Schutz der Interessen deutscher Staatsangehöriger. Dieser letzte Satz, der die deutsche Aktion in den Rahmen des Vertrages von 1909 überleitet, indem er die Interessen ausdrücklich als wirtschaftlich bezeichnet, findet sich nur im Bericht des „Matin“. De Selves hörte die Mitteilung an, ohne zu unterbrechen. Ueber die Antwort, die er dann gab, berichtete der „Temps“ wie folgt: Herr de Selves habe zuerst gefragt, ob es sich bei der Entsendung des „Panthers“ um ein Projekt oder eine vollzogene Tatsache handle. Als er hörte, daß der „Panther“ vor Agadir bereits eingetroffen, habe er nicht verhehlt, daß die von Deutschland gewählte Form, die deutschen Interessen zu schützen, in Frankreich befremden würde. Er sei jederzeit bereit, sich freundschaftlich mit den Fremden Mächten auseinanderzusetzen, und bleibe auch noch für jede gewünschte Unterhandlung disponiert, aber die Entsendung eines Kriegsschiffes nach dem durch keine Unruhe gestörten Agadir beeinträchtige eine eventuelle Konversation wesentlich. Die Entscheidung der deutschen Regierung und die Art, wie sie am Tage nach der Einführung des neuen Kabinetts und unmittelbar vor der Abreise des Präsidenten nach Holland in Paris zur Kenntnis gebracht werde, scheinen ihm wenig mit dem im Vertrag von 1909 ausgesprochenen Vorsatz der Mächte übereinzustimmen, gegeneinander mit vollem Vertrauen zu handeln.

Nachdem der deutsche Botschafter Herrn de Selves verlassen hatte, empfing der Minister den inzwischen telephonisch zum Quai d'Orsay berufenen französischen Botschafter in Berlin, Herrn Cambou, der zurzeit in Paris ist und mit dem de Selves ein längeres Gespräch hatte. Hierauf fuhr der Minister zum Ministerpräsidenten Caillaux, und beide Herren begaben sich gegen 3 Uhr ins Elysee, um den Präsidenten der Republik zu verständigen. Abends konferierte Caillaux mit Cambou und dem spanischen Botschafter Perez Caballero.

Ueber die Antwort Frankreichs ist bis zur Stunde

noch nichts bekannt. Sie wird wahrscheinlich erst im nächsten Ministerrat aufgesetzt werden und, wie kaum zu bezweifeln, Gegenstand einer Besprechung in der Kammer bilden. Vorläufig scheint man im Auswärtigen Amt das Ereignis zwar mit dem angemessenen Ernst, aber keineswegs tragisch aufzufassen. So lauten die bisher eingetroffenen Nachrichten aus Paris.

Der Eindruck, den die Entsendung des „Panther“ nach Agadir in Deutschland gemacht hat, ist ebenfalls außerordentlich groß, aber die Urteile in der Presse über Natur und Tragweite des in der Wilhelmstraße beschlossenen Schrittes gehen je nach der politischen Färbung der Zeitung frappant auseinander. Man fühlt, daß die Unklarheit über die Gründe des Entschlusses die Meinungen unsicher macht. Im allgemeinen aber ist die Beurteilung, von einigen notorisch marokkotollen Blättern abgesehen, sehr ruhig. Während manche der Regierung nahestehende Blätter ganz an dem formellen Standpunkt festhalten, daß die Gewährung des von einigen deutschen Firmen erbetenen Schutzes eine selbstverständliche Sache, nicht etwa ein politischer Schachzug sei, gehen andere, wie die „Vossische Zeitung“, doch bis zu der Feststellung, daß Deutschland einmal „acte de présence“ mache. Die Besorgnis, daß Herr v. Kiderlen-Wächter, nach Bismarckschem Ruhme lustern, eine ernsthafte Brückierung Frankreichs im Sinne haben könnte, die natürlich den schärfsten Protest beim deutschen Volke herausfordern würde, wird vorläufig nur im „Vorwärts“ und in der „Morgenpost“ angedeutet. Doch will dies letztere Organ lieber daran glauben, daß die ganze Sache mit Frankreich und England abgekartet sei. Das ist nun gewiß nicht der Fall. Einigermaßen stutzig müssen die Jubelhymnen machen, mit denen die alldeutschen Wortführer, die „Post“ und die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, das Ereignis und den Staatssekretär feiern, das Essener Organ wie selbstverständlich mit furchtbar dräuenden Worten gegen Frankreich — eine wahnsinnige Sprache, die sehr unangenehm von dem verhältnismäßig ruhigen Ton der Pariser Marokkopresse absticht. Die „Deutsche Tageszeitung“ erblickt gleichfalls den positiven Inhalt der halbamtlichen Mitteilung in einer Spitze gegen Frankreich. Aber wenn selbst friedliebende liberale Organe wie der „Berl. Börsencourier“ in den frohlockenden Ruf „Endlich!“ mit einstimmen, so kann man dies doch nur als ein Symptom dafür betrachten, daß dem deutschen Bürgertum jeder Gedanke, es könnte wegen Marokkos zu ernstern internationalen Verwickelungen kommen, heute meilenfern ist. Wir wollen einstweilen noch hoffen, daß das „schneidige“ Vorgehen, das von den Alldeutschen so sehr bewundert wird, einen ganz anderen Sinn hat, als man im Kreise der Hetzer und Abenteuerer wünscht, und daß die Verhandlungsbereitschaft, wie sie zwischen Frankreich und Spanien trotz aller Aktionen und Reklamationen fortbesteht, auch zwischen Frankreich und Deutschland sich schnell wieder einstellt.

Von marinefachmännischer Seite wird geschrieben: Auf der westafrikanischen Station sind gegenwärtig drei deutsche Kriegsfahrzeuge im Dienst, die beiden Kanonenboote „Panther“ und „Eber“ und das Vermessungsschiff „Möve“, das erst zu Anfang Juni auf der Station eingetroffen ist, nachdem es am 3. Mai Wilhelmshaven auf der Ausreise

verlassen hatte. Von diesen drei Kriegsschiffen sind folgende letzte Meldungen über den Aufenthaltsort veröffentlicht worden: Der „Panther“ kam am 21. Juni auf einer Rundreise im Schutzgebiet in Dakar — in unmittelbarer Nähe des Kap Verde — an; die „Möve“ erreichte zu Anfang Juni auf der Reise von Cadix Santa Cruz auf Teneriffa, während das Kanonenboot „Eber“ seit Mitte Mai vor Duala in Kamerun ankert. Sowohl „Panther“ als auch die „Möve“ können mithin in wenigen Tagen den südmarokkanischen Hafenplatz Agadir erreichen. Der „zunächst“ nach Agadir beordete „Panther“ ist ein in den Jahren 1900 bis 1902 von der kaiserlichen Werft in Danzig gebautes Kanonenboot von 1000 Tonnen Wasserverdrängung, das sich zurzeit in der ersten Indienstaltungsperiode befindet. Das Schiff hat mit einem Stabe von neun Offizieren nur 125 Mann Besatzung an Bord, so daß es erforderlichenfalls nur ein recht bescheidenes Landungskorps an Land setzen kann. Seine artilleristische Armierung besteht in zwei 10,5-Zentimeter-Geschützen und sechs 3,7-Zentimeter-Maschinengeschützen; auch sind noch zwei Maschinengewehre an Bord. Der Kommandant des „Panther“ ist der Korvettenkapitän Behnisch, dessen Ablösung zum Herbst dieses Jahres bereits verfügt werden soll. Die übrigen Schiffs-offiziere sind Kapitänleutnant Bobsien, die Oberleutnants zur See Schreyer, Kasemeyer, Schlenther; Leutnant zur See Adolf Freiherr v. Sell, Marineingenieur Kilb, Stabsarzt Dr. Wicht und Oberzahlmeister Hoefs. Zum Unterstabe gehören noch vier Deckoffiziere.

Byzantinismus.

Als ein besonderer Vorzug der republikanischen Staatsform wird immer gerühmt, daß sie die Unabhängigkeit, die Manneswürde und das freie Wort in unvergleichlich höherem Maße garantiere, als die monarchische, selbst wenn sie noch so konstitutionell ist. Tatsächlich gibt es in vielen republikanischen Verfassungen keine Bestimmung, die etwa dem Majestätsbeleidigungsparagraphen des deutschen Strafgesetzbuches entspräche. Und wenn man den „freien Arbeiter“ in den Vereinigten Staaten fragt, warum es ihm denn in politischer Beziehung im „freien Amerika“ soviel besser gefalle, so wird man meist die Antwort erhalten, daß es dort jedermann unverwehrt sei, an den Präsidenten ungestraft Götzens von Berlichingen klassische Aufforderung zu richten, während eine gleiche Aufforderung an den Deutschen Kaiser unangenehme Folgen nach sich ziehen würde. Auch bei uns in Brasilien kann man oft genug hören, die Republik sei besonders deshalb lobenswert, weil wer Lust dazu habe, dem Präsidenten auf den Kopf spucken könne. Nach unseren Begriffen freilich ist das eine etwas sonderbare Art von Freiheit, die der Anarchie zum Verwechseln ähnlich sieht, eine Freiheit obendrein, von der ein anständiger Mensch nie Gebrauch machen kann. Am meisten wird sie noch von Preßpiraten mißbraucht, die sich in wüsten Schimpfereien Unglaubliches leisten, ohne daß ihnen deshalb der Prozeß gemacht wird. Gelegentlich allerdings bekommt es dem einen oder anderen doch schlecht, wie z. B. dem ehrenwerten Sur. Medeiros e Albuquerque, dem

seine giftigen Verleumdungen des Bundespräsidenten eine gehörige Tracht Prügel seitens des Leutnants Mario da Fonseca eingetragen haben — worauf er sich nach Paris verzog.

Natürlich beabsichtigte weder die nordamerikanische noch unsere Bundesverfassung, zum Schimpfen und Beleidigen zu animieren, sondern beide wollten nur die größtmögliche Freiheit des Gedankens und des Wortes für jedermann sichern. Die Gesetzgeber gingen dabei von der optimistischen Voraussetzung aus, daß alle Menschen in der Republik von der Freiheit dieselbe idealistische Auffassung hegten, wie sie selber. Das war ein kindlicher Optimismus, denn die Erfahrung der Jahrtausende hat gelehrt, daß die große Masse nur ein geringes Maß von Freiheit verträgt, daß sie stets zwischen den Extremen der Zügellosigkeit und der Knechtschaffenheit hin und her schwankt. Das war so im alten Athen und Rom, und das ist im neuen Brasilien auch nicht anders. Jener Maßlosigkeit im Schimpfen steht nämlich ein Byzantinismus gegenüber, der ekelerregend ist.

Man hat sich viel über das Deutschland Kaiser Wilhelm II. aufgehhalten und es als abschreckendes Beispiel des Byzantinismus hingestellt. Der ernste Patriot kann nicht leugnen, daß in Umschmelzung des Monarchen und Zurückstellung der eigenen Ueberzeugung gegenüber dem Willen des Herrschers tatsächlich Betrübliches geleistet wurde. Aber andererseits kann der Deutsche mit Stolz darauf hinweisen, daß es nie an einer scharfen Kritik dieses Mißstandes gefehlt hat und daß diese Kritik, die von gewissen Hurrhatrioten als böswillig und schädlich bezeichnet wurde — man denkt unwillkürlich an die Paulistaner Theaterdemonstration! —, die wohltätige Folge hatte, die Schmeichler maßvoller und den Kaiser vorsichtiger zu machen. Doch selbst in den schlimmsten Zeiten neudeutschen Patriotismus wurde dem Monarchen gegenüber nie das geleistet, was man in Brasilien tagtäglich dem Präsidenten zu bieten wagt und was der erwählte erste Beante der Nation vier Jahre lang gewissermaßen als tägliches Brot voll Wohlgefallens genießt. Dieses Adulantum beschränkt sich außerdem nicht auf den Präsidenten, sondern kriecht auch vor jedem Minister, vor jedem Adjutanten und Kabinettssekretär, vor jedem einflußreichen Politiker. Die Blätter, die da nicht mitmachen, stehen regelmäßig in Opposition zu der Regierung und leisten dafür Erstaunliches im Schimpfen und — im Speichellecken vor den Oppositionsführern. Knechtselig sind die einen wie die anderen, sonst ganz ernsthafte Blätter leider nicht angenommen; und da ein Volk regelmäßig, wie die Regierung, so auch die Presse besitzt, die es verdient, so muß man schließen, daß das Verhalten der Zeitungen den Wünschen der Bevölkerung entspricht, oder wenigstens des Teiles der Bevölkerung, der sich öffentlich betätigt, der Zeitungen liest, der überhaupt in der Lage ist, sich um das Leben der Gesamtheit zu kümmern. Daß dem so ist, kann man tagtäglich beobachten, und zwar nicht nur der Bundesregierung gegenüber, sondern in den Staaten auch gegenüber der einzelstaatlichen Regierung.

Anlaß zu dieser Betrachtung gab uns das, was wir am Sonntag anläßlich der Rückkehr des Bundespräsidenten nach Rio erleben mußten. Wir sind gewiß die letzten, die der Regierung die schuldige Achtung versagen. Das würde weder dem deutschen

Ueberseeische Postnachrichten.

Sinn für Ordnung und Disziplin entsprechen, noch wäre es anständig in einem Lande, in das wir als Gäste gekommen sind, noch wäre es endlich gerechtfertigt gegenüber einer Regierung, die offensichtlich bestrebt ist, eine ehrliche und volkstümliche Verwaltung zu führen. Aber eben deswegen, weil wir Achtung vor der Regierung haben, mußte uns der Empfang vom Sonntag empören. So, wie der Marschall Hermes nach einer vierzehntägigen Reise innerhalb des Landes, wird weder der Deutsche Kaiser noch ein anderer konstitutioneller Monarch empfangen, wenn er monatelang im Auslande gewilt. Nicht einmal der Selbstherrscher aller Reußen ließ sich in dieser Weise feiern, wenn er von einer Reise zurückkehrte.

Soweit das Volk, das wirkliche Volk dem Präsidenten jubelte, war alles schön und gut, denn es stärkt die Stellung der Regierung gegenüber den Politikern, wenn diese Geschäftsleute sehen, daß sie Rückhalt im Volke hat. Insofern konnte man sich des Sonntags freuen. Aber die Presse, die offizielle Welt und alle, die gern etwas werden oder etwas erlangen möchten, waren schmachvoll. Aus der Fülle der Beispiele seien nur einige hervorgehoben. Die Straßen, durch die der Marschall zurückkehren sollte, waren auf öffentliche Kosten außer mit Wimpeln auch mit Guirlanden von elektrischen Lämpchen geschmückt. Am Cattetepalast war aus Glühlämpchen die Inschrift „Salve Marechal Hermes“ gebildet. Dagegen ist nichts zu sagen. Aber auf der anderen Seite war eine zweite Inschrift angebracht, und die lautete: „Salve Mario Hermes“. Der reinste Kronprinz!! Die Presse beschreibt nicht nur den Anzug, den der Marschall trug — das tun drüben die Hofblätter auch —, sondern sie erzählt sogar, daß er die kastanienbraunen Handschuhe in der linken äußeren Rocktasche stecken und daß sein Kneifer eine goldene Fassung hatte. Leider hat der Präsident den Adulanten nicht Gelegenheit gegeben, auch seine Leibwäsche zu beschnüffeln — er zog sich offenbar wenigstens an einen Ort allein zurück —, sonst hätten wir auch davon eine Beschreibung erhalten! Als er in den Empfangssaal des Cattete-Palastes eintrat, überschütteten die anwesenden Damen ihn mit einem Blütenregen, wie einen Adonius oder einen lyrischen Tenor. Der Marschall Cardozo Junior legt Wert darauf, in der Presse veröffentlicht zu sehen, daß er der erste war, der das Glück hatte, den Marschall Hermes unarmen zu dürfen sowie er nur seinen Fuß in den Palast setzte. Und oben im Ehrensaal wurde diese Huld zuerst Fräulein Wanda Dantas Barreto, der Tochter des Kriegsministers, zuteil. Zwei Kriegsmänner, der Veteran aus dem Paraguaykriege Polydoro Antonio de Oliveira und der Hauptmann J. J. Franco de Sa, teilen mit, daß sie dem Bundespräsidenten Blumensträuße überreichten. Wie sinnig von den Dienern des Mars! Usw. Usw.

Von den Ansprachen wollen wir lieber ganz schweigen, denn was da produziert wurde, ist uns gar zu schleimig. Aber wenn man alles überdenkt, dann muß man sich besorgt fragen, was diese „freien Republikaner“ wohl noch aus unserem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten machen werden!

— Eine furchtbare Explosionskatastrophe ereignete sich kürzlich in den Bayrischen Stickstoff-Werken A.-G. in Trostberg bei Traunstein. Der Verlust an Menschenleben und die Zahl der Schwerverletzten ist größer, als sie vom offiziellen Telegraphenbureau angegeben wurde. Vier Arbeiter wurden sofort getötet, darunter einer, der eine Witwe und sechs Kinder hinterläßt. Neun Arbeiter wurden sehr schwer verletzt, einer von ihnen ist gestorben, 15 weitere haben ebenfalls zum Teil erhebliche Verletzungen erlitten. In der Mehrzahl handelt es sich um Schädel-, Arm- und Beinbrüche, einzelnen wurde die Haut abgerissen. Die Zahl der Getöteten und Verwundeten wäre sicher noch größer gewesen, wenn nicht aus Anlaß des katholischen Feiertages (Johanni) die übrigen 50 auf dem Werk beschäftigten Arbeiter gefeiert hätten. Die Explosion, deren Ursache noch nicht ermittelt ist, war so heftig, daß in dem Marktflücken sämtliche Fensterscheiben eingedrückt wurden. Die Explosion wurde stundenweit gehört, auch Erderschütterungen wurden in weitem Umkreise beobachtet. Als die Explosion erfolgte, feierte in Traunstein die dortige Schützengilde bei Musik das Fest ihres 600 jährigen Bestehens. Die Bayrischen Stickstoff-Werke A.-G., deren Direktion ihren Sitz in München hat, ist ein bedeutendes Unternehmen, das im Jahre 1908 von der Cyanur-Gesellschaft in Berlin begründet wurde, und an dem eine Reihe hervorragender, meist Berliner Banken beteiligt ist. Zweck der Gesellschaft war die Herstellung und Ansnützung von Wasserkraftanlagen zur Gewinnung von künstlichem Dünger und anderer chemischer Produkte. Zum Betriebe der Fabrik werden die Wasserkräfte der Alz auf eine Länge von 6 Kilometern ausgenutzt, und zwar in zwei Gefällen; die gewonnene Kraft beträgt maximal 12.000 P.S. Bei der Errichtung des Werkes verpflichtete sich das Bankenkonsortium, nach Ablauf von 20 Jahren die Anlagen in den Besitz des Bayrischen Staates übergeben zu lassen. Die Werke arbeiten mit einem Kapital von 6.600.000 Mark.

— Der Telegraph hat von den großen Waldbränden berichtet, die in der nördlichen japanischen Kolonie Hokkaido gewütet haben. Aber erst die jetzt eintreffenden Zeitungsberichte lassen die ganze Schwere dieser Katastrophe erkennen, die Millionenwerte vernichtet und Fortschritte in dieser japanischen Kolonie auf Jahre hinaus lahm gelegt hat. Es herrschte auf der Insel drei Wochen lang ein schwerer Sturm, der keinen Regen brachte und die an acht verschiedenen Stellen ausgebrochenen Brände zu riesiger Ausdehnung trieb. Erst spät setzte Regen ein und löschte das Flammenmeer. Aber 500 Millionen Quadratmeter Waldland ist in Asche gelegt, mehrere Städte, Dörfer und Einzelniederlassungen sind dem Erdboden gleich gemacht. Ueber 2000 Häuser sind nach vorsichtigen Schätzungen zerstört, und über 200 Menschenleben sind verloren gegangen. Dabei ist die Unglücksliste noch nicht abgeschlossen, da Post- und Telegraphen-Verbindungen vollkommen unterbrochen sind und Nachrichten aus dem Innern des verkehrstechnisch erst wenig erschlossenen Landes schwer zu bekommen sind.

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 26. Juli.

— Der „Estado“ berichtet neuerdings von einem der zahllosen Fälle, durch welchen die Post die Geduld des Publikums aufs höchste reizt. Ein Angestellter des Modehauses Au Palais Royal wollte Einschreibesendungen aufgeben. Dieser Dienst endet auf der Post um 6 Uhr. Er geht zunächst zum Markenschalter, läßt die Sendungen wiegen und will Marken kaufen. Das war 12 Minuten vor 6 Uhr. Der Postbeamte ließ sich Zeit, viel Zeit, zündete sich gemächlich eine Zigarre an und fragte noch ironisch um die Erlaubnis. Dann konstatierte er, daß er wohl kaum alle Personen bis 6 Uhr abfertigen könne. Er fragte einen Kollegen, ob dieser wohl Zeit habe. Der hatte auch keine Zeit mehr. Nun begannen die beiden Musterbeamten ein Gespräch über dies und das und ließen die Leute vor dem Schalter einfach stehen. Punkt 6 Uhr schlossen die Beamten des Einschreibedienstes gewissenhaft ihre Schalter. Der Angestellte mußte Briefe etc. wieder mit nach Hause nehmen. Das Geschäftshaus legte die Korrespondenz der Redaktion des „Estado“ vor. Mit ein wenig gutem Willen nur wäre es eine Leichtigkeit gewesen, die Korrespondenz zu wiegen, zu frankieren und zu expedieren. Ja, der gute Wille unserer Post!

— Das Ackerbausekretariat zahlte neuerdings an die Firma Johnston & Co. für Rechnung der S. Paulo Pure Coffe Cy. Ltd. den Betrag von 2500 Pfund Sterling für Zwecke der Kaffeepropaganda.

— Gestern führte die Light and Power an den Staatsschatz die Summe von 100:540\$000 ab. Es ist das die Umsatzsteuer, welche bei dem Ankauf des Elektrizitätswerkes in Sorocaba und der Ländereien in Sorocaba und Piedade fällig wurde. Der Preis war 1.885:000\$000.

— Die Sängerin Marguerite Picard veranstaltete am Montag im Konservatorium mit der bekannten Pianistin Frau Antoniette Rudge Miller und den Herren Prof. Chiaffarelli und A. Cantu ein Konzert, das stürmischen Beifall fand. Eingeleitet wurde das Konzert mit der Arie der Salome aus Massenets Herodias, den Schluß bildete Elisabeths Lied an den Abendstern aus Tannhäuser von Richard Wagner. Die Sopranstimme der großen Sängerin hat einen hellen Timbre und trägt sehr weit. Auch kommt ihr eine vorzügliche Schulung zustatten.

— Der dänische Generalkonsul in Rio ersuchte den Ackerbausekretär Herrn Dr. Padua Salles in S. Paulo um einen Bericht der zootechnischen Stationen und der landwirtschaftlichen Schulen im Staate S. Paulo. Das Ackerbausekretariat entsprach alsbald der Bitte.

— Der Staatsschatz von S. Paulo ließ durch die Firma Theodor Wille & Co. den Vertretern des Valorisationskomitees in Europa aus dem Ertrag des Ausfuhrzollens von fünf Franken pro Sack Kaffee nachstehende Summen überweisen: an J. Henry Schröder & Co. in London 36.710 Pfund Sterling, an die Societé Generale in Paris 232'022.49 Franken, an die Banque de Paris et des Pays-Bas in Paris . . . 232.022,49 Franken. Die Beträge sind vom 1. bis 3. Juli eingegangen.

— Gestern verschied nach langem schweren Leiden in der Santa Casa de Misericordia Herr Friedr. Wilh. Herbst, gebürtig aus Worms und seit vielen

Jahren in S. João da Boa Vista wohnhaft. Unser Beileid.

— Wir machen unsere Leser auf das Inserat der Casa Allemã aufmerksam. Das große Haus bietet dem Publikum eine glänzende Gelegenheit zu vortheilhaften Einkäufen.

— Der Postadministrator Dr. Joaquim do Prado Azambuja suspendierte den Interimschef des Postzustellungsdienstes wegen eines Falles von Insubordination auf 8 Tage vom Dieste.

— Die Firma Weißflog Irmãos ist jetzt mit dem Ackerbausekretariat über den Verkauf des zur Verbreiterung der Rua Libero Badaro nötigen Terrains einig geworden. Die Grundlagen für die Ausarbeitung des Kaufvertrages sind bereits an das Finanzsekretariat gegangen.

— Die Aufstellung des neuen Kandidaten für den Präsidentenposten im Staat S. Paulo soll, wie es heißt im Dezember d. Js. durch eine Versammlung der Parteiführer der republikanischen Regierungspartei erfolgen.

— Dr. Luis de Vasconcellos hat von seiner Fazenda Santa Genebra bei Campinas an ein Exportgeschäft in S. Paulo etwas über 25.000 Arroben Kaffee um 430 Contos verkauft.

— Heute vormittag halb 11 Uhr stürzte sich eine Lebensmüde über den Viadukt do Cha.

Theater Casino. Der Besuch dieses Theaters ist jedem Liebhaber von guten Schauspielmännern zu empfehlen. Das Programm weist augenblicklich eine große Zahl davon auf. Hervorzuheben sind das exzentrische Trio Darnett, die Trapeznummer Neslos, die russischen Tänzer Ramaschow, die amerikanischen Tänzer und Komiker Cooke and 2 Rotherts und Helene Wermke in ihren staunenswerten Leistungen auf dem Drahtseile. Was die Arbeit dieser letzteren auf dem Drahtseile anbelangt, so ist damit auf diesem Gebiete wohl das letzte Wort gesprochen. Staunenerregend sind die äußerst schwierigen Handstände, zwei- und einarmig, das Kopfstehen, Schwingen im Handstand usw. Uebrigens sind Cooke und Helene Wermke alte Bekannte aus der Glanzzeit des Varietés im Polytheama. Die besagte Künstlerin, damals ein Kind noch, erfreute dort durch exakt ausgeführte Kraftübungen am Trapez. Von den neuerdings engagierten Artisten zeigt Mabel de Vena, eine Jongleuse von Ruf, unter anderem schönes Keulenschwingen, Wardson-Hede führte sich als Zauberkünstler und Bauchredner ein. Der französische Exzentriker H. Dohmen und die unvermeidlichen Sängerinnen vervollständigten das Programm. An Stelle der scheidenden Darnetts, H. Wermke, Neslos und Ramaschow treten heute zum ersten Male das Trio Arbra, Handstandskünstler von Ruf, ferner die Akrobatentruppe Dalloff und der Kunstradfahrer Sydney auf.

Radium. In diesem Theater gibt sich alle Abend eine elegante Gesellschaft ihr Stelldichein. Die Films erwecken großen Beifall.

Bijou-Theater. Das Bijou lockt durch glänzende Einrichtung und vorzügliche Vorführungen das Publikum in dem Maße an, daß das hübsche Unterhaltungsetablissement ständig ausverkauft ist.

Iris-Theater. Das Iristheater hat mit neuen Films einen glänzenden Erfolg. Der Besuch ist sehr stark.

„Fama“

-Asbestfussboden, gegen Kälte und Hitze indifferent, ohne Fugen, garantiert feuersicher und wasserundurchlässig, sehr widerstandsfähig, von deutschen Behörden und Architekten in bedeutenden Quantitäten seit vielen Jahren verwandt.

fa. Zeugnisse! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien abgegeben; auch fertigmischtes Material geliefert.

Hannoversche Steinholzfabrik

„Fama“ G. m. b. H., Hannover.

S. Paulo, Donnerstag, den 27. Juli.

— Die vereinigten Kommissionen der Justiz, der Finanzen und öffentlichen Arbeiten unserer Munizipalkammer haben sich nach eingehenden Beratungen für die Pläne des Architekten Bouvard zur Ausgestaltung der Rua Libero Badaro, der Rua Formosa und des Anhangabahutales entschieden, und zwar wurde die Variante ausgewählt, welche vom Direktor der städtischen Arbeiten Ingenieur Dr. Victor Freire ausgearbeitet wurde. Auch der Ackerbau-sekretär Dr. Padua Salles und der Präfekt Duprat haben den ausgewählten Plan genehmigt. Die Rua Libero Badaro wird hiernach in ihrer ganzen Ausdehnung vom Largo S. Bento bis zum Largo S. Francisco 18 Meter breit werden. Zwischen der Rua S. João und Rua Direita werden alle Häuser mit ungeraden Nummern niedergelegt. Ein Teil ist bekanntlich schon demoliert. Bei der Quergasse am Grand Hotel sowie am großen Viadukt werden zwei große Häusergruppen mit je 40 Meter Front aufgeführt. Eine Abbildung solch eines Blockes brachten wir bereits in der gestrigen Nummer. Zwischen den beiden Gruppen bleibt ein Stück der Straße mit 43 Meter Länge auf der einen Seite frei und wird zu einer Terrasse mit Aussicht auf das Munizipaltheater und die neuen Anlagen im Tale des Anhangabahu ausgebaut. In der Rua Formosa werden sämtliche Häuser zwischen Viadukt und Rua S. João abgerissen. Das ganze Flußtal des Anhangabahu wird in einen großen schönen Park verwandelt. Mitten durch wird die neue Avenida Anhangabahu geführt, welche vom Largo Riachuelo ausgeht und beim neuen Markt sich an die dort einmündenden Straßen anschließt. Die steile Travessa de Grand Hotel erhält eine bogenförmig verlaufende Fortsetzung zur neuen Avenida im Talgrund. Auch vom oberen Teil der Rua Libero Badaro, vom Viadukt aus wird eine Straßenkurve die Verbindung mit dieser Avenida herstellen. An der Rua Direita, gegenüber der Kirche Santo Antonio, wird ein Platz geschaffen, indem die Häuser gegenüber der Kirche in der Rua S. Bento, Rua Direita und Rua Libero Badaro niedergelegt werden. Eine Seite dieses neuen Platzes wird der neue Häuserblock am Viadukt bilden. Sogar die Verlegung des Viadukts selbst ist in Aussicht genommen; der neue Viadukt soll etwas näher an das Munizipaltheater zu stehen kommen. Die Arbeiten werden beginnen, sobald die Ankäufe und Zwangsenteignungen vorgenommen sind. Die Fassaden der beiden neuen Häuserblocks, welche Conde de Prates auführen wird, sind bereits genehmigt. In einem der Häuserblocks soll ein großes elegantes Restaurant eingerichtet werden mit einer Terrasse auf den neuen Talpark zu. Herr Bouvard, dem die Variante

des Ingenieurs Dr. Victor Freire vorgelegt worden war, zollte derselben vollen Beifall.

— Auf dem Terrain, welches durch die Straßen Rodrigo de Barros, Jorge de Miranda und die Avenida Tamanduatehy begrenzt wird, errichtet Herr Francisco de Sa Barbosa Junior 244 Arbeiterhäuser. Er richtete an die Munizipalkammer ein Gesuch, die Gebühren für Neubauten wie Plangenehmigungskosten, Baulinienfestsetzungsgebühren etc. ihm zu erlassen bezw. soweit bereits bezahlt, zurückzuerstatten.

— Herr João Fernandes de Pontes reichte beim Ackerbausekretariat ein Gesuch ein, ihm die Konzession für eine elektrisch betriebene Bahn mit 1 Meter Spurweite von S. Sebastião nach Parahybuna zu verleihen.

— Die Firma Marzulo & Co. hat das frühere Moulin Rouge gepachtet und wird es am 1. August dieses Jahres wieder eröffnen. Zunächst werden kinematographische Vorstellungen mit Familienprogramm und zu sehr niedrigem Preise veranstaltet. Später will sie eigene Gesellschaften gewinnen, um Dramen und Operetten aufzuführen oder Variété-Vorstellungen abzuhalten.

— Morgen wird der Kaufvertrag unterzeichnet, auf Grund dessen die Firma Weiszflog Imãos von ihren Anwesen Nr. 77, 79, 81, 83, 85, 87 in der Rua Libero Badaro die zur Straßenerweiterung nötigen Teile an die Munizipalkammer abtritt. Als Kaufpreis werden 237 Contos genannt.

— Ein rätselhafter Fall beschäftigt wieder unsere Polizei. Ein Schwarzer namens Albertino de Espirito Santo, in der Rua Herculano de Freitas Nr. 7 wohnhaft, wurde gestern morgen von zwei anderen Schwarzen als verstorben auf der Polizei angemeldet. Der Amtsarzt begab sich in die Wohnung, um die Krankheit, welche angeblich den Tod herbeiführte, festzustellen. Er entdeckte Blutspuren auf dem Fußboden, ließ den Toten auskleiden und konnte feststellen, daß sich am Körper tiefe Messerstiche vorfinden. Die Hauseinwohner gaben an, Albertino sei am Abend vorher verwundet von einem Spaziergang heimgekommen; ob infolge eines Verbrechens oder eines Unfalles blieb ihnen angeblich unbekannt. Die Polizei leitete sofort eine Untersuchung ein, da es sich offenbar um ein Verbrechen handelt.

— Eine sonderbare Nachricht kommt aus London. Dort will ein gewisser Melville ein chemisches Verfahren entdeckt haben, welches das Wachstum des Weizens und seine Reife derart beschleunigt, daß man schon einige Wochen nach der Aussaat ernten kann. Zwischen dem 18. und 25. Juli 1910 will er nach seiner Methode bei London Weizen gesät haben, der bereits nach fünf Tagen üppig zu wachsen begann. Gleichzeitig sollen Versuche in anderen Ländern glänzende Resultate erzielt haben. Daß chemische Stoffe das Wachstum der Pflanzen begünstigen, ist bekannt. Darauf beruht ja die Wirkung der Kunstdünger. Auch Bestrahlung der Pflanzen zur Nachtzeit mit elektrischem Licht übte günstigen Einfluß aus. Immerhin erinnert die Nachricht etwas an Baron von Mühlhausen, der auch Weizen säte und so fruchtbares Land besaß, daß er nach acht Tagen Brot ernten konnte.

— Einer der verdienstvollsten Männer des Staates S. Paulo, der Senator Dr. José Alves de Cerqueira Cesar, ist gestern nachmittags dreiviertel 6 Uhr unerwartet heimgegangen. Der Verstorbene hatte auch in der deutschen Kolonie viele Freunde

erworben. Freund und Feind achtete ihn hoch wegen seines einfachen, lebenswürdigen und stets verständlichen Auftretens. Er stammt aus einem alten brasilianischen Patriziergeschlecht und wurde im benachbarten Guarulhos im Jahre 1835 geboren. In S. Paulo besuchte er die Rechtsfakultät und wurde 1860 Bacharel und verheiratete sich in Campinas unmittelbar darauf mit einer Schwester des nachmaligen Bundespräsidenten Campos Salles. Sodann ließ er sich in Itapetininga als Advokat nieder. Später siedelte er nach Campinas und Rio Claro um. Seit der Gründung der liberalen republikanischen Partei gehörte er zu ihren feurigsten und tatkräftigsten Anhängern und rückte bald zu einem angesehenen Führer derselben auf. So gelang es ihm im Jahre 1876, in der Munizipalkammer von Rio Claro den Republikanern gegen die Monarchie zum Siege zu verhelfen. Das war der erste große Sieg der Republikaner unter dem Kaiserreich. Er beteiligte sich an der Gründung des „Estado“, damals noch „Provincia de S. Paulo“ genannt und verlegte seinen Wohnsitz nach S. Paulo. Von den zahlreichen Aemtern und Ehrenstellen, die er nach und nach bekleidete, seien nur die folgenden genannt: Präsidentschaft in der ständigen Kommission der republikanischen Partei, die Verwaltung des Staatsschatzes nach Errichtung der Republik, Vizepräsidentschaft des Staates unter dem Präsidenten Dr. Americo Brasiliense, Präsidentschaft nach dessen Amtsniederlegung. Ihm gebührt das Verdienst, entscheidend an der Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse im Staate mitgewirkt zu haben, so daß die Pläne von Dr. Theodoro Sampaio zur Ausführung kamen. Er baute das Schulwesen aus, gründete neue Institute, wie das Isolierhospital, das Institut für Impfwesen, das Bakteriologische Institut und das Bromatologische Institut. Nach Ablauf seiner Amtsperiode wurde er zum Senator und im Senat zum Präsidenten gewählt. Sein Pflichteifer und seine Gewissenhaftigkeit wurden auch die Ursache seines Todes. Obwohl unpäßlich, ging er trotzdem aus dem Hause, ohne auf sein hohes Alter und die rauhe Witterung Rücksicht zu nehmen, um nur keine Senatssitzung zu versäumen. Er holte sich so eine Lungenentzündung und kam eines Tages schwer krank aus dem Senat nach Hause. Ein Herzschlag machte dann gestern dem an Arbeit, Kampf, Erfolg und Ehre so reichen Leben ein Ende. Dr. Cerqueira Cesar hinterläßt eine Witwe und sechs Kinder.

— Die Notwendigkeit guter Straßen wird in Brasilien zwar nicht recht gut eingesehen, aber die praktische Schlußfolgerung, daß man nun auch gute Straßen baut, wird nicht gezogen. Frankreich gilt in Kulturfragen und in der Politik noch immer als Vorbild, aber daß z. B. Napoleon I. der größte Straßenbaumeister der Neuzeit war, daß man den Straßenbau ebenso nachahmt, wie z. B. die Feier des Bastillensturmes, daran denkt kein Mensch. Straßen werfen dem Unternehmer, sei es Bund, Staat oder Munizip, keine direkten Gewinne ab, den Privaten noch weniger, folglich behilft man sich so gut es geht. Auch die nationale Eitelkeit kommt nicht in Gefahr, denn weit draußen läßt sich kaum ein Fremder blicken, und im Zentrum der Städte wird ja ganz hübsch gearbeitet, jede Stadt wenn irgend möglich „verschönt“. Unter dem Gesichtspunkt des Eindrucks der Paulistaner Straßenverhältnisse auf Fremde wird denn auch der schlechte Zustand der Straßen vor den Toren der Hauptstadt

vom „Diario Popular“ in seiner Mittwochnummer besprochen. Er meint, daß nur die Agua Brancastraße in gutem Zustande sei, allenfalls noch auf die Wege nach Sant' Anna, Ipiranga O' einige Sorgfalt verwendet werde. Alles übrige wird vernachlässigt. Die Ausgaben des Munizips für Straßenunterhaltung, z. B. für die nach Ipiranga, seien tatsächlich nicht gering. Summiert würden sie nicht nur zur Herstellung einer guten Makadamstraße, sondern auch der Unterhaltungskosten einer solchen bereits ausreichen. Aber, statt daß man ganze Sache macht, würde immer weitergeflickt usw. Der „Diario“ rührt wirklich an einem wunden Punkt in der brasilianischen öffentlichen Verwaltung. Wir hatten Gelegenheit, in einem großen Umkreis von S. Paulo und der benachbarten Munizipien die Straßenverhältnisse gründlich kennen zu lernen. Gute Straßen in europäischem Sinn gibt es fast gar nicht, nicht einmal im Zentrum der Stadt, geschweige denn in den Vororten, am wenigsten auf dem Lande. Nur wenige Straßen in der Stadt, wie die Avenida Paulista und andere machen eine Ausnahme. Fast in jeder Straße hat z. B. der Passant Gelegenheit, auf dem Trottoir oder der Fahrbahn in irgend einem Loche sich den Fuß zu verstauchen, mindestens in eine Pfütze zu treten. Wer hier genau darauf achtet, wird erstaunt sein, wie wenig Straßen es hier gibt, welche in Ordnung sind. Draußen frappiert der Umstand, daß der Brasilianer, der sich so praktisch im Lande eingerichtet hat, auf dem Gebiete des Straßenbaues geradezu sinnlos vorgeht. Das scheint daher zu kommen, daß seit Jahrhunderten die Entfernungen fast ausschließlich zu Pferde zurückgelegt wurden, daß erst bei fortschreitender Besiedlung Wagen aller Systeme, namentlich die Ochsenkarren mit zwei Rädern aufkamen. Zunächst versteht der Brasilianer nicht, Straßen zu führen. Die Geländeverhältnisse werden gar nicht beachtet. Auf diese Weise kommen plötzliche steile Steigungen vor, wenn ganz dicht nebenan, mit ganz geringem Umweg, sanfte Steigungen gewonnen oder Steigungen überhaupt vermieden werden können. Dann sind die Wegkämme oft außerordentlich scharf. Es kommt wiederholt vor, daß ein Wagen mit vier Rädern auf der Höhe feststeht, weil jede der beiden Achsen sich auf einer anderen Bergesseite befindet. Ein Europäer muß das gesehen haben, sonst glaubt er es gar nicht. Ihm möge die Straße von Santo Amaro in die Serra zum Studium empfohlen sein. Die Behandlung des Straßendamms ist ebenfalls noch ein Buch mit sieben Siegeln. Die Erzielung einer festen glatten Makadamoberfläche ist gar nicht einmal notwendig, wenn nur der Untergrund des Straßendamms fest wäre. Das ist natürlich nur möglich, wenn der Straßenkörper trocken gelegt wird, wenn sich also der Boden setzt. Dazu sind Gräben auf beiden Seiten erforderlich. Hier und da kann man sehen, daß wenigstens auf einer Seite Gräben gezogen sind. Es findet sich aber niemand, der die Leute dahin aufklärt, daß dies eine nahezu wertlose Arbeit ist. Fast überall ist der Untergrund durchweicht, wo das Wasser keinen natürlichen Abfluß hat, und tiefe Furchen machen den Transport für die Zugtiere und ihre Lenker zur Qual. Dabei wird in vielen Munizipien sogar ziemliche Mühe auf die Straßenunterhaltung verwendet. Die Einwohner müssen Hand- und Spanndienste leisten oder einen Mann stellen. Und sie tun es auch gerne, weil jeder auf dem Lande den Vorteil guter Straßen kennt. Aber es fehlt offen-

Beradorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung; 350 Dtdz. Bestecke



Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpacea-Silber

Eigene Niederlager in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken:

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpacea-Silber I für Alpacea Silber II für Alpacea

bar an geschältem Personal, welches die Straßebauten leitet oder den Leuten Ratschläge für den Ausbau der Straßen gibt. Wer zum ersten Male nach S. Paulo kommt, ist geneigt, die Bevölkerung der Hauptstadt für träge und indolent zu halten, weil bis an die Tore der Stadt mit mehreren hunderttausend Einwohnern das Land fast überall brach und unkultiviert da liegt, wo doch für alle Produkte der Gärtnerei und Landwirtschaft glänzender Absatz vorhanden wäre. Indessen eine Hauptschwierigkeit, die sich der Kultur entgegenstellt, ist der Mangel an guten Wegen. Es dürfte wohl keine europäische Stadt von der Bedeutung S. Paulos geben, welche eine so trostlose verwahrloste Umgebung hat. Wenn die große Weltausstellung von 1922 Erfolg haben soll, muß der Eindruck vermieden werden, als würde ein Prunkstück in eine Armeleutestube gestellt. Sonst droht für S. Paulo eine große Blamage vor aller Welt. Ohne Straßen kann aber auch in der nächsten Umgebung nichts geschehen. Das entschiedene Eintreten des „Diario Popular“ für den Ausbau des Straßennetzes ist daher sehr zu begrüßen. Im Interesse der Allgemeinheit muß die Presse immer und immer wieder auf derartige Rückständigkeiten hinweisen.

— Die Frau, die sich gestern vormittag um 10 Uhr vom Viadukt beim Municipaltheater herabstürzte, gab im Krankenhaus als ihren Namen Saveria Vipegaglia an. Sie ist 38 Jahre alt und trug ärmliche dunkle Kleider. Weiteres konnte aus der Unglücklichen, die alsbald verschied, nicht mehr

herausgebracht werden.

— „Neues aus billigen Büchersammlungen“ heißt eine neu eingeführte ständige Rubrik in dem bekannten literarischen Volksblatt „Die Lese“; in dieser Rubrik werden regelmäßig die neuen Bändchen aller gediegenen Büchersammlungen, die sehr billig sind, daß Minderbemittelte sie erwerben können, mit kurzen über den Inhalt orientierenden Anmerkungen verzeichnet. Diese begrüßenswerte Einrichtung erscheint geeignet, der „Lese“, die neben ihrem gediegenen, unterhaltenden und belehrenden Teil, so unermüdlich darauf hinarbeitet, auch alle sonstigen Wünsche der deutschen Leserwelt aufzuspüren und zu erfüllen, wieder neue Freunde zu gewinnen. — Aus dem Inhalt des vorliegenden neuesten Heftes, Nr. 27, seien ausgeführt die kurze Betrachtung von St. B. Stanton „Vom Reisen“, die Fortsetzung der spannenden Erzählung „Lebwohl“ von Balzac, der volkscundlich interessante Aufsatz von Adolf Flachs „Rumänische Hochzeitsgebräuche“, das lustige Gespräch zweier Spitzbuben „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens“ von Ludwig Anzengruber, Proben von jungen Dichtern, „Sprüche von Haus und Weg“ als Beispiele zu dem neuen Prämienausreiben der „Lese“, das vielen interessant sein wird. Das ist eine so zeitgemäße und glückliche Erscheinung unter den zahlreichen deutschen Zeitschriften, daß sie in keinem Hause fehlen sollten. Der geringe Preis von Mk. 3 — für das Halbjahr, Mk. 1.50 für ein Quartal, macht es weitesten Kreisen möglich, „Die Lese“ zu beziehen. Probenummern versendet umsonst und postfrei die Geschäftsstelle der „Lese“, München, Rindermarkt 10.

— Alle sind freudig überrascht (auch Damen) nach Erhalt von 24 Stück 40:60 mm großen, auf steifem Karton

hergestellten, mit fl Spiegelhochglanz versehenen neuartigen „Velephot“-Porträts (echte, unbegrenzt dauerhafte Photographien! Keine minderwertigen Lichtdrucke), welche nach jedem Bilde, das unversehrt zurückfolgt (auch Gruppenbilder), bei Einsendung eines solchen samt nur M 1.60 in Briefmarken (50 Stück bloß 2.50, 100 Stück M 3.50) durch „Der Amateur“ (Gustav Lasic), Klagenfurt, Salmstraße 5, (auch Briefmarken-Photographien, gezackt und gummiert, fertig zum Aufkleben auf Briefe, Korrespondenzkarten etc. dieselbe Stückzahl zu denselben Preisen) innerhalb längstens 8 Tagen in sauberster Ausführung geliefert werden. — Diese „Velephot“-Porträts, auch die Briefmarken-Photographien, sind tatsächlich die schönsten, billigsten, schärfsten und haltbarsten Photographien und finden dieselben wegen ihrer reizenden Ausführung und überaus billigen Bequemlichkeit überall Beifall und die vielseitigste Verwendung. Auch für Stellesuchende überaus nützlich und praktisch! Täglich einlaufende Dank- und Anerkennungs-schreiben, sowie namhafte Nachbestellungen beweisen die Güte dieses Artikels! Man versuche es mit irgend einer Photographie!

S. Paulo, Freitag, den 28. Juli.

— Eine sehr richtige Beobachtung teilt ein seit langen Jahren in Mittelamerika ansässiger Kaufmann der Hamburger Zeitschrift „Der Handelsstand im Auslande“ mit. Er schreibt: „Die Amerikaner machen heute mehr denn je Anstrengung, sich die zweite Stelle im Welthandel, die Deutschland sich mühevoll erobert hat, zu sichern; man kämpft mit den Waffen des Humbugs und der Hypocrity — besonders in diesen Ländern (Lateinamerika) — um Europa hier aus dem Sattel zu heben. Der gefährliche Konkurrent und Feind des deutschen Handels ist heute nicht England, sondern es sind die Vereinigten Staaten! Diese werden für die deutsche Handelsheerschaft viel gefährlicher, weil Amerika, entgegen England, mit allen Mitteln kämpft. Man lese nur die Kabelnachrichten, die sie durch die Associates Press in diesen Ländern veröffentlichten lassen: Die Nachrichten aus Europa beziehen sich ausschließlich auf Ueberschwemmungen, Erdbeben, Hagel, Sozialismus und Anarchismus usw., usw., dagegen seitenlange amerikanische Nachrichten über erhebende Diskurse, zunehmenden Export, erreichten Wohlstand, wachsende Sympathien der lateinamerikanischen Staaten usw. Auf diese erbärmliche Weise sucht man im Volke hier Stimmung zu machen — bisher vergeblich, denn Panama, Cuba, S. Domingo, Nicaragua sind das Menetekel. Deutschland aber müßte, dadurch gewitzigt, darauf sehen, in der Presse dieser Länder einen größeren Einfluß auszuüben, eine Notwendigkeit, die ja auch schon im Reichstage öfters besprochen wurde.“ Auch von uns ist diese Notwendigkeit, namentlich der Sorge für einen zuverlässigen Telegraphendienst aus Deutschland in der lateinamerikanischen Presse, schon oft betont worden. Aber es scheint, daß man in Berlin für solche vom Schema abwechselnden Anregungen kein Verständnis hat. An den erforderlichen Geldmitteln würde es nicht fehlen, wenn man nur wollte! Wie wichtig eine solche gute telegraphische Berichterstattung wäre, das zeigt sich gerade jetzt, wo in der Marokkoangelegenheit fast alle unsere Informationen aus der trüben Quelle der Agence Havas fließen, wieder einmal mit besonderer Eindringlichkeit.

— Dem Gewohnheitsbettelern geht es jetzt an den

Kragen. Nach Artikel 399 des Strafgesetzbuches verurteilte der Rechtsrichter Dr. Vicente de Carvalho zwei Arbeitsscheue namens Orlando do Amaral und Henrique Logeune zu 22 Tagen Einzelhaft und erteilte ihnen Arbeitsauftrag, der binnen 15 Tagen nach Verbüßung der Strafe ausgeführt sein muß. Auf diese Weise wird das Publikum bald auf der Straße seine Ruhe haben.

— Das Direktorium der Handelsschule Alvares Penteado macht bekannt, daß bis Ende dieses Monats die Listen für die Aufnahmeprüfungen und für die Teilnahme an den einzelnen Jahreskursen im Sekretariat der Anstalt aufliegen.

— Die Zentralbahn hat bereits mit einem Unternehmer hierselbst einen Vertrag über die Beschotterung des Bahndammes von S. Paulo bis Cruzeiro abgeschlossen. Von Rio de Janeiro bis Cruzeiro ist der Schotter bereits vorhanden. Dem Unternehmen nach sollen die Arbeiten in etwa einem Jahre beendet sein. Zur Abwechslung also einmal eine erfreuliche Nachricht von der Zentralbahn. Die furchtbare Staubplage dürfte dadurch bald wesentlich abnehmen.

— Heute kam in einem Extrawagen des Nachtluxuszuges der Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo aus Rio hier an. Er besucht zunächst seine hier wohnende Familie. Morgen abend findet im Freimaurertempel an der Rua Tabatinguora eine Festsitzung des Großen Orients von S. Paulo statt, welcher der Landwirtschaftsminister als Großmeister des Ordens von S. Paulo präsidieren wird. Morgen wird auch der Großmeister für den ganzen Bund, der Bundes senator Dr. Lauro Sodre hier eintreffen, um an der Sitzung teilzunehmen.

— Die Polizei kam einen raffiniert arbeitenden weitverzweigten Diebsbande auf die Spur. Unter dem Bettelvolk — wozu wir die wirklich hilfsbedürftigen Armen natürlich nicht rechnen — fanden die Diebe ihre Helfershelfer und Hehler. Die energische Bekämpfung des Bettelwesens wurde von den landeskundigen Arbeitsscheuen als eine vorübergehende Betätigung des Pflichteifers unserer Polizei angesehen und sie begannen allmählich zu ihrem bequemen, sehr reichlichen Verdienst zurückzukehren. Diesmal aber haben sie sich verrechnet. Die Einbrüche in den letzten Tagen hielten die Wachsamkeit der Polizei rege. Sie nahm wieder eine Reihe von Verhaftungen vor, u. a. gelang es ihr, einen Gesellen in dem Augenblick abzufassen, als er in der Rua de Toledo die Türe eines Hauses erbrechen wollte. Im Halbrausch gestand er auf der Polizei, wo er durch Kreuzfragen in die Enge getrieben wurde, eine ganze Reihe von Einbrüchen und Diebstählen. Er nannte sich Antonio Monteiro Junior, heißt aber João Miranda de Ornellas. Es ist der mißratene Sohn einer hiesigen geachteten Familie. Er gestand u. a. den Einbruch in der Rua Cardoso de Almeida Nr. 36 in der Nacht vom 5. Juli, den Raub der Weinvorräte in der Rua Condessa de S. Joaquim, den Diebstahl eines Grammophons und von Platten hierzu in einem Barbierlokal in der Braz etc. Die gestohlenen Sachen wurden zu meist in der Kneipe eines gewissen Antonio Augusto Borges, an der Travessa do Mercado Nr. 32, verkauft. Bei der Haussuchung wurden hier u. a. auch Wäschestücke aller Art gefunden mit den Wäschezeichen A C, M P, J P, J G, H, L, und verschiedenen Namen. Ein weiteres Hehlernest wurde in der Kneipe von Valentina Fernandes in der Rua

Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien.
ehem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetininga N 4. S. Paulo
Von 1-3 Uhr. Telephon 1407.

Santa Rosa Nr. 21 entdeckt, auch dort fanden sich Wäschestücke, Revolver und andere gestohlene Sachen vor. Die Untersuchung wird fortgesetzt und liefert immer neue Ueberraschungen.

Casino-Theater. Die guten Schauspieler machen schon ihren Einfluß geltend. Der Besuch wird von Tag zu Tag besser. Das Trio Arbra rechtfertigte vollständig den Ruf, der ihm vorausging. Sicherheit und Eleganz zeichnen die zum Teil neuen und recht schweren Tricks aus. Auch Dallofs (1 Dame, 3 Herren und 1 Mädchen) mit ihren Schlenkerbrettsprüngen, sowie Sydney mit seinem Groom landen großen Beifall, wenn auch die Arbeit gestern die rechte Sicherheit vermissen ließ. Helene Wernke, die noch einige Tage bleibt, und die übrigen Artisten errangen den gewohnten Erfolg.

S. Paulo, Sonnabend, den 29. Juli.

— Der Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo ist gestern, wie angekündigt, von Rio hier eingetroffen und wurde durch einen Vertreter des Ackerbausekretariats sowie durch Führer der hiesigen konservativen Partei begrüßt. Er nahm Wohnung bei seinem Schwager Dr. Luiz Barbosa da Gama Cerqueira in der Alameda Barão de Limeira. Nachmittags stattete er dem Ackerbausekretär Dr. Padua Salles einen Besuch ab.

— Die Verwaltung der S. Paulo—Rio Grande-Bahn läßt von nun ab mit den täglichen Zügen zwischen S. Paulo, Ponta Grossa und Curityba auch Güterwagen laufen, ohne die Tarife zu erhöhen. Damit werden zum Teil die langen Verzögerungen des Güterverkehrs auf den Zwischenstationen beseitigt.

— Ricardo Fernando Rubens besitzt die verrufene Spelunke „Caetano“ an der Ponte Grande. Der Polizeidelegado nimmt sich wegen der vielen unangenehmen Vorkommnisse in seinem Hotel seiner liebevoll an und steckt ihn regelmäßig auf einen oder zwei Tage ins Gefängnis. Ob der dauernde Aufenthalt des Herrn Rubens im Polizeigefängnis oder im Caetano ist, bildet eine wissenschaftliche Streitfrage. Rubens meinte, das muß anders werden. Er lief zu seinen politischen Freunden und wurde Tenente der Nationalgarde. Jüngst hatte er eine Auseinandersetzung mit seiner Geliebten, einer gewissen Leonora Soledad Gonzalez. Er fesselte sie und steckte sie bei Wasser und Brot in ein dunkles Zimmer, wo sie über zwei Wochen ausharren mußte. Gestern mittag bekam sie etwas Urlaub, um frische Luft zu schöpfen. Sie floh. Der zärtliche Liebhaber schoß hinter ihr drein, schoß auch wie wild drauf los, als ein Koch dem Weibe zu Hilfe eilte. Der Koch wollte ausreißen, fiel aber in den Fluß und mußte durch einen Bootsführer aus dem Wasser gezogen werden. Inzwischen hatte der Kellner Manuel Jardim Lourenço die Polizei telephonisch verständigt. Auch ihn griff der Wütende mit Revolver-schüssen an, wiederum ohne zu treffen. Als die Polizei erschien, wollte er sich mit einem Karabiner verteidigen. Der wurde ihm entrissen. Nun flüch-

tete er in ein Zimmer, zog seine stolze Tenenteuniform an und gürtete seine Lenden mit einem stolzen Degen. Pflichtschuldigt machten die Soldaten Honneurs. Die Polizei besann sich aber bald wieder eines besseren und stürzte sich auf den Tenente, der ganz rasend mit seinem Degen herumfuchtelte. Nach vieler Mühe gelang es endlich, den Rasenden zu überwältigen und dem Delegado vorzuführen, trotz der schönen Uniform.

— Wir berichteten wiederholt von falschen Beamten der Gasanstalt, welche unberechtigter Weise Gebühren einzogen und die Einrichtungen „kontrollierten“. Die Polizei ging der Sache nach. Der Erfolg war überraschend. Gestern wurden mehr als ein Dutzend solcher Schwindler dem Polizeidelegaten vorgeführt, der sie väterlich ermahnte, nicht mehr als Beamte der Gasanstalt sich auszugeben.

— Einen schönen Hochzeitsmorgen feierte Herr José Fischer in der Rua Joaquim Piza in Cambucy. Heute soll seine Hochzeit stattfinden. Die vergangene Nacht schlief er zum letzten Male als Junggeselle in seinem Hause. Das war einigen Spitzbuben bekannt. Sie draugen heute nacht in sein Haus ein, banden den Ueberraschten fest und machten sich nun in aller Seelenruhe daran, alles durchzustöbern und mitzunehmen, was des Mitnehmens wert war. Heute morgen fiel seinen Eltern auf, daß er nicht kam wie gewöhnlich. Sie schickten einen Jungen, der den gefesselten Bräutigam aus seiner Lage befreite. Die Polizei hat Untersuchung eingeleitet und sucht eifrig nach dem Aufenthalt der Spitzbuben. Dabei weiß man nicht einmal, ob sie es mit ihrem Opfer gut oder schlecht gemeint haben.

— Das Ackerbausekretariat erwarb von Herrn Francisco Marengo dahier 5000 europäische und amerikanische Rebsetzlinge. Interessenten, welche solche Setzlinge erwerben wollen, können bis zum 15. August ihre Gesuche bei dem Ackerbaudirektorium einreichen.

Theater Variedades. In diesem wieder eröffneten kleinen Theater am Largo do Paysandu wird morgen die Firma Marzulo & Co. mit den Vorstellungen beginnen. Besonderes Interesse wird das Auftreten der Sängerin Eugenie Buffet erwecken, welche in Rio de Janeiro so große Triumphe gefeiert hat.

Bijou. Dieses Theater bringt heute ein sehr reiches und abwechslungsvolles Programm, das dem Besuch empfohlen werden kann.

Radium. Die Direktion bietet den Besuchern vollständig neue Films. Interessant und gelungen sind die lebenden Photographien.

— Heute abend tritt in dem Saal der Germania die portugiesische Pianistin Clementina Velho mit einem sehr gewählten Programm auf. Wir finden darauf die Namen Bach, Beethoven, Mozart, Chopin, Liszt. Uns Deutsche interessiert besonders, daß die gefeierte Pianistin ihre musikalische Ausbildung in Berlin u. a. bei Ansorge erhielt. Die Auswahl der Vortragsstücke und Komponisten zeigt ohnedies, daß für den deutschen Geschmack ein genußreicher Abend zu erwarten ist.

S. Paulo, Montag, den 31. Juli

— Wir machen Freunde der deutschen Vereinsschule darauf aufmerksam, daß am nächsten Sonntag ein großes Schul- und Volksfest in den herrlichen Parkanlagen des Club de Regatas bei der Ponte Grande stattfindet. Die Festleitung liegt in bewähr-

Weltverein

Jedem nützlich! Keine Aufnahmegebühr!

Prospekte von der

Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

ten Händen und dies garantiert somit im Voraus, daß sowohl Kinder als auch Erwachsene auf ein reiches Amusement zählen dürfen. Jeder kann auch zum Wohle der guten Sache dem Glücke die Hand reichen, da aus den schon reichlich eingegangenen Geschenken wertvolle Preise für die Tombola ausgewählt werden. Neben Volks- und Jugendspielen, humoristischer und ernsterer Natur, soll auch dem Tanzlustigen Gelegenheit geboten werden, seine Kunst öffentlich zu zeigen. Am Abend wird der Garten reich beleuchtet werden und somit können Besucher, die es mit dem Nachhausegehen nicht zu eilig haben, ihr Vergnügen voll auskosten. Der Eintrittspreis ist ein so geringer, daß es jedem möglich ist, an dem Feste teilzunehmen. Da der Ertrag der deutschen Schule zuliebt, wäre es Pflicht jedes „Vaterländers“, sein Scherflein zum Wohle der guten Sache beizusteuern. Geschenke können im Schulgebäude abgegeben werden, auch genügt ein Avis an den Vorstand, um etwaige Sache seitens der Festleitung abholen zu lassen. Im Vertrauen können wir unseren Lesern mitteilen, daß uns von Petrus für den 6. August Kaiserwetter zugesagt worden ist, deshalb sei die Devise für nächsten Sonntag: „Auf nach Ponte Grande!“

— Ein Teil der französischen Instruktionsoffiziere für die Staatspolizei von S. Paulo reist morgen von Santos mit dem Dampfer „Oriana“ nach Europa zurück. Es sind die Herren Oberstleutnants Augusto Gatellet und Louis Forzinetti, die Kapitäne Balancier und Rouvillain. S. Paulo ist den Herren für deren vorzügliche Dienste zu großem Dank verpflichtet. Für den uns gestern gemachten Abschiedsbesuch danken wir verbindlichst.

— Heute, den letzten Juli, läuft die Frist zur Bezahlung der Grundsteuer ab. Von morgen ab wird ein Strafzuschlag erhoben.

— Das Ackerbausekretariat verständigte den Präsidenten der gemeindlichen Ackerbankkommission, daß es die Companhia de Navegação Fluvial Sul-Paulista ermächtigt habe, an die Landwirte in der Ribeirazone 500 Sack guten Reissamen zu verteilen.

— Auf einer Studienreise begriffen, hält sich zurzeit Herr Robert Ritzhaupt, Regierungsbaumeister der Großherzoglich Badischen Eisenbahnen und Reserveleutnant der Artillerie, hier auf. Herr Ritzhaupt hat bereits mehrere Monate die Südstaaten bereist, um das Eisenbahnwesen kennen zu lernen, gedenkt hier seine Studien fortzusetzen und geht dann nach Rio. Am Sonnabend war er in Begleitung des Herrn A. Schwab im Ackerbausekretariat, wo ihm von Herrn Otto Specht, Chef der Informations- und Publizitäts-Abteilung, Karten, Statistiken und sonstiges Material für seine Studien überreicht wurden.

— Die Companhia Pastoral e Frigorifica in Barretos hat vor etwa 3 Monaten Herrn Dr. Eduardo Cotrim nach Matto Grosso gesandt, der im Süden dieses Staates ausgedehnte Ländereien für die Viehzucht erwarb. Es soll dort eine rationelle Viehzucht im allergrößten Maßstab betrieben werden. Von der Herefordrasse und dem argentinischen Schlag Podedtugus wird eine große Menge von Zuchttieren ein-

geführt. Man hofft so einen schnell wachsenden, schweren Schlag mit gutem Fleisch heranzüchten zu können, der ein gutes Material für die Gefrierindustrie und damit die Ausfuhr abgibt. Sobald die brasilianische Viehzucht sich freimacht von altgewohnten minderwertigen Methoden, bieten die weiten Camps von Matto Grosso, Goyaz, Minas Geraes ein fast unbegrenztes Gebiet für die Entwicklung der Viehzucht. Brasilien könnte recht wohl mit Argentinien, Australien, Nordamerika in dieser Beziehung konkurrieren.

— Herr Dierberger und Frau zeigen die glückliche Geburt eines Töchterchens Martha Amalie an. Unseren besten Glückwunsch.

— Die Kontrolle des Butterverkaufs wird zum Schaden der Kaufmannschaft in einer echt altbrasilianischen Weise gehandhabt. Nach dem Gesetz ist es verboten, Margarine und andere Surrogate als Naturbutter zu verkaufen. Dazu gehört aber eine chemische Untersuchung. Und diese Untersuchung wird nur in — Rio vorgenommen. Wenn nun irgend ein Fiskal glaubt, in irgend einem Laden sei die Butter nicht einwandfrei, so entnimmt er gleich größere Mengen Butter, schickt sie wohl nach Rio, untersagt aber dem Geschäftsmann, den Weiterverkauf der Butter. In Rio dauert die chemische Untersuchung einige Monate. Nach dieser Zeit braucht es dann kein Verbot mehr, die Butter ist verdorben, ob sie vorher Margarine enthielt oder nicht. Man kann sich denken, welchen Schaden die Geschäftsleute bei den hohen Butterpreisen hiervon haben. Wozu die Fiskals gleich einige Laten mitnehmen, ist ebenfalls unerfindlich. 100 Gramm genügen vollkommen zur Untersuchung. Das schönste aber ist, daß der Verkauf nur dann verboten werden kann, wenn sich ein Verdacht bestätigt, nicht auf bloßen Verdacht hin. Im ganzen genommen, zeigt der Fall, wie sehr es hierzulande an Organisationsgabe fehlt. Zu einer Kontrolle braucht man sachverständiges Personal und sollte man wenigstens meiden, daß eine Störung eines Geschäftsbetriebes ausgeschlossen ist. Gesetze zu erlassen, ohne sich Gedanken über deren Durchführung zu machen, ist ein Zeichen der Unreifeit. Wenn man in Brasilien einmal dazu kommt, neben Advokaten auch Kaufleute, Landwirte, Arbeiter, Aerzte etc. in die Kammer zu wählen, wird vielleicht manches besser. Bis dahin — wird die Butter in Rio untersucht oder auch nicht.

— Zu Ehren des Ackerbauministers Pedro de Toledo fand gestern im Saale der Germania ein Festbankett statt, bei welchem die Elite der konservativen Partei, des Freimaurerordens und Vertreter der zivilen und militärischen Bundesbehörden, sowie der Präsidentschafts-Kandidat Dr. Rodolpho Miranda anwesend waren. Es wurden zahlreiche Toaste ausgebracht. Das Bankett währte bis Mitternacht und nahm einen glänzenden Verlauf. Heute abend findet zu Ehren des Großmeisters von Brasilien Dr. Lauro Sodré und des Großmeisters des Staates S. Paulo, Pedro de Toledo ein Bankett der Freimaurerloge in der Rotisserie Sportsman statt. Zu beiden Festlichkeiten erhielten wir Einladungen, für die wir verbindlichst danken.

— Junge Burschen badeten gestern in einem der Tümpel bei der 5. Haltestelle. Hierbei geriet der 19-jährige Mario Monteiro unter Wasser und konnte nicht mehr gerettet werden. Die Leiche ist noch nicht gefunden worden.

Munizipien.

Vom 26. Juli.

Campinas. Auf der Funilensebahn läuft in jedem Zug nur 1 Wagen erster Klasse mit 13 Sitzplätzen, obwohl namentlich an Samstagen und Sonntagen viel mehr Bedarf nach Fahrkarten erster Klasse herrscht. Die Interessenten haben gegen diesen Verkehrsnachteil reklamiert.

Barretos. Der Fazendeiro João Candido Vieira in Barretos ermordete am Sonntag seinen Schwager José Pires de Sant' Anna, der gleichfalls in Barretos wohnt und Fazendeiro ist, auf der Fazenda Crescuma in seinem eigenen Hause. Intime Angelegenheiten waren die Veranlassung zur Tat. Der Mörder entfloht. José Pires war eine allgemein geachtete und beliebte Persönlichkeit. Sein Hinscheiden erweckt allgemeine Teilnahme.

S. Bernardo. Die Munizipalkammer hat den Herren Setti Caputo und Schlossarek für eine neu zu errichtende Seidenspinnerei und Weberei auf die Dauer von 15 Jahren Befreiung von allen Gemeindesteuern zugestanden.

Vom 27. Juli.

Santos. Nordamerika verlangt von den Einwanderern u. a. den Nachweis von baren Mitteln für den Lebensunterhalt auf mindestens 14 Tage. Ein Franzose namens Pierre Etchopar konnte dem Einwandereramte in Newyork den Mindestbetrag von 66 Dollars nicht vorlegen und durfte deshalb das Land nicht betreten. Er kam nun mit dem Dampfer „Terence“ nach Santos und bat den französischen Konsul um Hilfe.

Itapetininga. Das große Handelshaus Donato Passaro & Co. wird in der nächsten Zeit schon hier eine Streichholzfabrik errichten. Die Maschinen sind bereits angekauft.

Pindamonhangaba. Die Herren Benedicto und Cestulio Marcondes de Moura errichten mit 20 ontosC eine Molkerei bei Moreira Cesar. Der Gesellschaftsvertrag mit der Firma Marcondes & Irmão ist bereits in die Register der Handelskammer in S. Paulo eingetragen worden.

— In diesem Jahre noch soll das staatliche Gestüt eröffnet werden, für welches von Barão de Lessa umfangreiche Ländereien angekauft wurden. Die Vorarbeiten werden durch Dr. Augusto Fomn vernommen.

Vom 28. Juli.

Santos. Die Dockgesellschaft in Santos stellt in ihrer Uebersicht für Juni 1911 fest, daß von einer Einfuhr im Gesamtwert von 14.697:789\$174 die Zölle 3.323:261\$883 Papier und 2.100:614\$321 Gold, im ganzen also sage und schreibe 5.423:876\$204 ausmachten. Hierbei muß man an das oft vorgebrachte Argument der Freihändler denken. „Entweder werden Hochschutzzölle schlecht gehandhabt, dann sind Prämien für die Schmuggler, oder sie werden gut durchgeführt, dann gehen sie zum großen Teil darauf für ein Heer von Zollbeamten.“

Campinas. Das agronomische Institut in Campinas macht die Interessenten darauf aufmerksam, daß jetzt die Zeit zum Beschneiden der Weinreben gekommen ist und daß es mit der Ausgabe der Rebsetzlinge beginnt; ferner sind die Setzlinge für Spargel, Erdbeeren und Maulbeerbäume jetzt reif zum Umpflanzen. Gesuche um Ueberlassung von Rebreiser und Setzlingen sind direkt an das agronomische Institut in Campinas zu richten.

— Die Aerzte, welche die Epidemie in Prainha und Santo Antonio de Juquia studieren, stellen die Diagnose auf Sumpffieber. Nahezu 4000 Menschen

sind davon ergriffen, auch sind viele Todesfälle zu verzeichnen. Die Regierung hat umfangreiche Maßregeln zur Bekämpfung der Epidemie ergriffen, insbesondere große Mengen von Arzneimitteln, Kleidern und Lebensmitteln gesandt.

Vom 29. Juli.

Santos. Auf dem belgischen Dampfer „Eburon“ ereignete sich gestern ein Fall von Insubordination. Ein betrunkenener Matrose namens Wiche, wurde gegen die übrigen Seeleute tätlich. Diesen gelang es nicht ihn zu beruhigen, weshalb sie den Fall meldeten. Auch der Kapitän und die Offiziere konnten sich bei ihm keinen Respekt verschaffen. Auf ihre Bitte rief der belgische Konsul die Hafenz Polizei herbei, welche den Mann an Land abführte und ins Gefängnis brachte.

— Gestern verstarb in Santos Herr Otto Emilio Baumer. Den Angehörigen unser Beileid.

— Seit einiger Zeit sind hier falsche Noten im Umlauf. Der Polizei gelang es gestern im Hotel Lusitano in der Rua Antonio zwei Notenschwinder ausfindig zu machen. Beim Durchsuchen ihres Zimmers fand die Polizei in der Matratze über 200:000\$ in falschen Noten.

Piraju. Arbeitsscheues Gesindel suchte in der Nacht von vorgestern auf gestern im Hause des Majors Mariano einzubrechen. Die Inwohner, einige Frauen und Kinder, erwachten und gaben zum Alarm und um die Verbrecher zu verschrecken, einige Revolverschüsse ab. Die Polizei stellte sich sofort ein und verhaftete einige der gefährlichen Kerle.

Barretos. In der Familie des Herrn Antonio da Costa Telles war die 31 jährige Rita Nogueira aus Campinas bedienstet. Sie durfte auch ihr zwei-jähriges Kind mitbringen. Nach einiger Zeit bekam sie Heimweh. Die Herrschaft suchte ihr das auszureden, weil sie tüchtig und fleißig war, es war alles umsonst. Es wurde ihr nun erklärt, daß man das Kind nicht der Reise aussetzen könne, sie müsse des Kindes wegen schon bleiben. In einem Anfall von Schwermut tötete nun gestern die Mutter ihr Kind im Obstgarten des Hauses und brachte sich hierauf selbst mit dem gleichen Messer tödliche Wunden bei. Beim Anblick des gräßlichen Schauspiels bekam die Herrin, Frau Attila Telles, einen Nervenschok und fiel in Ohnmacht.

Vom 31. Juli

Que-luz. Unsere Stadt beginnt sich mächtig zu entwickeln. Ueber das Projekt von Guinle & Co., eine Glasfabrik zu errichten, ist bereits berichtet worden. Der Steinbruch der Zentralbahn bei Kilometer 233, drei Kilometer vom Stadtzentrum an der Bahnstrecke, wird jetzt im großen ausgebeutet. Dadurch sind allein mehr als 1000 neue Einwohner gewonnen worden. Auch eine große Spinnerei und Weberei, verbunden mit einem Elektrizitätswerk, soll hierher kommen. Drei Herren von S. Paulo haben bereits die Flüsse das Cruzes, Querido und Crissiumol untersucht. Ein großes Kraftwerk soll auf die Fazenda Campo Alegre zu stehen kommen. Die Herren, es sind Zivilingenieur Olavo Egydio Junior, Mauro Egydio und José Cyriano Junior, haben auch Proben von den hiesigen Sandlagern zur Untersuchung mitgenommen.

Pindamonhangaba. Am Sonnabend wurde die elektrische Beleuchtungsanlage feierlich in Betrieb genommen. Die ganze Stadt ist aus diesem Anlaß geschmückt. Nachmittags 4½ Uhr wurden die Anlagen kirchlich eingeweiht.

Bundeshauptstadt.

Rio, Mittwoch, den 26. Juli.

— Unter unserem kunstliebenden Publikum herrscht eine gewisse Verstimmung, weil das Deutsche Theater in Südamerika die ursprünglich in Aussicht gestellten weiteren drei Vorstellungen wieder abgesagt hat. So sehr wir bedauern, daß es uns nicht mehr vergönnt sein wird, die Gesellschaft hier spielen zu sehen, so müssen wir doch die Berechtigung der von der Direktion bekanntgegebenen Gründe anerkennen. Im Vorjahre hat Rio dem Unternehmen einen Verlust von 10 Contos gebracht. Das ist keine Kleinigkeit für eine Gesellschaft, die ohnedies in sehr vielen Orten aus deutschem Interesse spielen muß, wo auf einen Gewinn von vorneherein nicht zu rechnen ist. In diesem Jahre nun hatte die Direktion, in richtiger Erkenntnis der in der räumlichen Zerstreutheit der hiesigen deutschen Kolonie liegenden Schwierigkeiten, beschlossen, die Vorstellungen derart zu teilen, daß die eine Hälfte zu Beginn, die andere zu Ende des Aufenthaltes in Brasilien stattfinden sollte. Auf diese Weise hoffte sie zu vermeiden, daß viele Familien, die wohl paarmal hintereinander ins Theater gehen, eine ganze Woche lang Gelegenheit zum Theaterbesuch haben, die der Ermüdung und Entfremdung wegen nicht ausgenutzt wird. Leider hat es sich jetzt als unmöglich erwiesen, den Plan auszuführen. Es war nicht zu erreichen, daß ein Theater auf drei Tage verpachtet wurde. Das war der Grund, weswegen die Direktion von der Absicht eines neuen Gastspiels hierselbst abschen mußte, sehr wider ihren Willen. Wir glauben aber, versichern zu können, daß im nächsten Jahre das Versäumte nachgeholt werden wird. An unserem Publikum wird es liegen, alsdann durch eifrigen Theaterbesuch der Direktion den unangenehmen „ersten Eindruck“ von Brasilien nehmen zu helfen.

— Die Kommission, welche die Arbeiten für den neuen Friedenspalast im Haag zu überwachen hat, richtete an die Regierungen verschiedener Länder das Gesuch um Ueberlassung von Holzmustern, darunter auch an Brasilien. Der Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo beeilte sich, dieser Bitte sofort nachzukommen.

Revista Americana. Soeben erschien Heft 5 des zweiten Jahrganges dieser vorzüglichen Zeitschrift, vornehm gedruckt und inhaltlich reichhaltig wie immer. Wir haben stets nachdrücklich auf die „Revista Americana“ hingewiesen, die unseres Erachtens nicht nur die wertvollste und gediegenste Zeitschrift Südamerikas ist, sondern die für denjenigen, der die Geschichte, das Wirtschafts- und das Geistesleben dieses Erdteils kennen lernen will, agr nicht ersetzt werden kann. Das vorliegende Heft rechtfertigt dieses unser Urteil durchaus, wie schon die Titel der Abhandlungen beweisen. Enrique Garcia Velloso veröffentlicht in der „Revista Americana“ seine Geschichte der argentinischen Literatur, die wohl die eingehendste Schilderung des literarischen Lebens aus La Plata ist, die wir besitzen. Im vorliegenden Hefte beschäftigt er sich noch mit der Dichtkunst der Epoche der Unabhängigkeit, die ein reges geistiges Streben im Gefolge hatte, gewissermaßen, als ob die politische Freiheit auch eine Entfesselung bisher gebundener Geisteskräfte mit sich bringe. Der große Vorzug Velloso's ist, daß

er stets auch auf die politischen und sozialen Zustände eingeht und die Literatur nicht losgelöst von dem Zusammenhängen des Lebens betrachtet. Das ist ein in der europäischen Literatur-Geschichtsschreibung heute allgemein anerkanntes Prinzip, dessen Durchführung für ein Neuland aber als verdienstvoll hervorgehoben zu werden verdient. Ebenfalls mit literarischen Problemen befaßt sich Sylvio Romero Filho in seiner Studie über die gegenwärtige Lage der brasilianischen Dichtkunst. Er untersucht die Dichtungen Goulart de Andradas, Jonathas Serranos, Perreira Barretos und Hermes Fontes' auf ihren formalen und inhaltreichen Wert. Lucilio Bueno bespricht das neueste Werk von Thomaz Lopes, „Caras e Coroações“. Mehr fachwissenschaftliches Interesse hat die Abhandlung von José Otíeica über den Stil Alexandre Herenlanos, des großen portugiesischen Geschichtsschreibers. Dagegen wird jeder Gebildete mit Anteilnahme lesen, was Alfredo de Carvalho über den „Einsiedler von Tijuca“, den napoleonischen General Theodor van Hogendorp lesen, der erst ins preußische Heer eintrat, dann auf Java locht, später unter dem „König“ Louis Bonaparte von Holland und zuletzt unter Napoleon selbst diente, bis er schließlich nach dem Sturze des Imperators nach Brasilien übersiedelte und in der romantischen Einsamkeit von Tijuca seine Tage beschloß. Wir kommen auf die interessante Studie vielleicht noch zurück. Mit derselben Zeit beschäftigt sich das erste Kapitel von Alvaro J. de Oliveiras Arbeit über die brasilianischen Finanzen, das die finanzielle Lage während des Aufenthaltes D. Joãos VI. in Brasilien schildert. Die großangelegte Arbeit wird über ein systematisch noch wenig durchforschtes Gebiet der brasilischen Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte wichtige Aufschlüsse gewähren. Wie auf diesem, so ist noch auf manchem anderen Gebiete unseres Wissens von Brasilien viele Forschungsarbeit zu leisten. Das beweist Prado Sampaio's „Anthropo-Geographie von Sergipe“. Dieser kleine Staat hat in seiner Abgeschlossenheit einen scharf umgrenzten Volks-Typ herausgebildet, über dessen Entstehung uns Sampaio unterrichtet. Einem von der „Revista Americana“ von jeher gepflegten Gebiete gehört die Arbeit von José Irigoyen über Vermittlung und Einnischung an, die sich mit der Monroe-Doktrin und den Streitfragen der lateinischen Republiken beschäftigt. J. Pandia Calogeras liefert eine Studie über die Jesuiten und den Unterricht, die dem Orden auf diesem wichtigen Felde seiner Tätigkeit gerecht wird und ihr System der Anarchie entgegenstellt, die seit der sogenannten Unterrichtsreform in unserem Mittelschulwesen herrscht. Pöetische Beiträge steuerten Carlos Magalhães de Azeredo, Vicente de Carvalho, Géthion de Villar und Alberto Nin Frias bei. Aus unserer kurzen Inhaltsangabe läßt sich die Vielseitigkeit und die Reichhaltigkeit des neuen Heftes, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen, zur Genüge übersehen.

— Der Kriegsminister General Dantas Barreto prüft zurzeit die Pläne für die nächsten Manöver. Im August finden die Manöver für die 1., 10. und 13. Militärregion statt, im Oktober für die 11. und im November für die 12. Die Augustmanöver sollen bei Santa Cruz, Itapuehy und Itacurussa abgehalten werden.

— Aus dem Hinterhalt angeschossen wurde der Ziegeleibesitzer José Duarte aus der Travessa Na-

varro in Catumby. Er ist Sozium eines gewissen Joaquin da Silva, der dieser Tage einen Ziegeleiarbeiter namens João entließ. Als nun José Duarte gestern Nachmittag am Ziegelofen beschäftigt war, ertönte plötzlich ein Schuß und José fühlte, wie eine Kugel ihm in den rechten Arm drang. Der Verdacht der Täterschaft fiel sofort auf João, der den Vormittag über in der Nähe der Ziegelei herumgestrichen war. Obwohl zwei Polizeienten alsbald die Verfolgung aufnahmen und den Wald am Morro de Santa Thereza absuchten, konnte man des mutmaßlichen Täters doch nicht habhaft werden.

— Der Landwirtschaftslehrer Affonso Negreiros Lobato hat im Auftrag des Landwirtschaftsministers bereits das Material für den Wanderunterricht in der Milchwirtschaft, von dem wir jüngst berichteten, angeschafft. Die Kurse beginnen in den nächsten Tagen schon.

— Die Bankiers Carlo Pareto u. Co. und der Industrielle F. Canella haben eine Aktiengesellschaft gegründet, die sich mit der Herstellung von Calciumcarbid befaßen soll. Das Aktienkapital, das sich zum größten Teil im Besitz der Gründer befindet, beträgt 1200 Contos. Als technischer Leiter wurde der italienische Ingenieur Giulio Apolloni gewonnen, der, wie wir hören, ein Spezialist auf elektrochemischen Gebieten ist und in Italien mehrere Calciumcarbid-Fabriken gegründet hat. Herr Apolloni hat sich nach Europa begeben, um die erforderlichen Maschinen und Materialien anzukaufen. Im Januar soll der Betrieb eröffnet werden, und zwar rechnen die Gründer von vornherein auf eine jährliche Mindestproduktion von 5000 Tonnen. Absatz ist, wenn das Produkt etwas taugt, ja genug vorhanden!

— Der Minister des Aeußeren, Baron von Rio Branco, erbat sich vom Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo genaue Informationen über die Produktion von Gold und Silber in Brasilien im Jahre 1910.

— Die Bundesregierung hat sich endlich zu Abwehrmaßnahmen gegen die Cholera-Gefahr aufgerafft, indem sie sämtliche Mittelmeerhäfen für seuchenverdächtig, Neapel aber für verseucht erklärte. Die italienische Regierung hält bekanntlich mit der Wahrheit zurück und bestreitet hartnäckig, daß die Seuche in diesem Jahre irgendwelche Bedeutung habe. Aber die aus Malta eintreffenden Nachrichten und die englischerseits getroffenen Maßnahmen lassen keinen Zweifel mehr, daß die Gefahr auch diesmal ernst ist. Die Regierung hat also sehr wohl daran getan, daß sie dem Drängen der Presse endlich nachgab und die schärfere Ueberwachung der Herkünfte aus dem Mittelmeer anordnete.

— Der Haushaltsvoranschlag für das neue Etatsjahr wird in den nächsten Tagen dem Kongreß zugehen. Einnahmen und Ausgaben sind beinahe ins Gleichgewicht gebracht. Das Defizit wird voraussichtlich weniger als 5900 Contos betragen.

— Ein sehr merkwürdiger Fall der Behandlung von Tuberkulose mit Guayacose erregt augenblicklich großes Aufsehen unter den hiesigen Aerzten. Die Guayacose ist ein von den Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld hergestelltes Präparat, das eine Kombination flüssiger Somatose mit Guayacol darstellt. Die appetitanregenden und nährenden Eigenschaften der Bayerischen Somatose sind ebenso bekannt wie der Wert, den die Guayacolpräparate für die Behandlung der Tuberkulose ha-

ben. In der hiesigen Santa Casa nun wurde die Guayacose einem Patienten verabreicht, der sich im vorletzten Stadium der Lungenschwindsucht befand. Er war äußerst geschwächt, vermochte das Bett nicht mehr zu verlassen und verweigerte die Nahrungsaufnahme, also ein aufgegebener Fall. Die Behandlung mit Guayacose hat nun eine so überraschende Besserung zur Folge gehabt, daß der Kranke sich heute für völlig geheilt hält. Die Aerzte freilich sind der Ansicht, daß die Krankheit bereits zu weit geschritten war, als daß an eine Heilung gedacht werden könnte, aber auch sie sind so erstaunt ob einer Besserung, die man bislang für unmöglich hielt. Zwar liegen aus der deutschen Fachpresse schon sehr günstige Berichte über das im Jahre 1908 zum ersten Male verwendete Mittel vor, doch ist, wie uns die hiesigen Vertreter der Elberfelder Farbenfabriken mitteilen, ein so außerordentlicher Erfolg noch nie erzielt worden. Der Patient der Santa Casa ist daher auch schon von einer grossen Zahl hiesiger Aerzte untersucht worden. Wir halten es angesichts der Verbreitung der Tuberkulose in Brasilien für unsere Pflicht, den Fall zur Kenntnis weiterer Kreise zu bringen, um auch anderwärts zu Versuchen mit der Bayerischen Guayacose anzuregen.

— Das Kriegsministerium hat der großen Importfirma Haupt & Co. in Rio für Heereslieferungen eine Teilzahlung von 1250 Contos geleistet.

— In der vergangenen Woche ist bekanntlich auch Rio von der heftigen Kälte, die ganz Süd- und Mittelbrasilien heimsuchte, nicht verschont geblieben. Der Thermometer zeigte 13 Grad, eine Temperatur, die zwar mit den Frosttemperaturen des Paulistauer Hochlandes oder gar mit denen des Südens nicht konkurrieren kann, die aber immerhin seit 80 Jahren in Rio noch nicht beobachtet worden sein soll. Kaum aber war das Regenwetter vorüber als auch die Sonne wieder mit einer Kraft einsetzte, die ebensowenig programmäßig war wie die Kälte. Die letzten Tage der vorigen Woche waren sehr warm, und am Sonntag stieg die Temperatur sogar auf 30 Grad. Noch abends war es in der inneren Stadt sehr schwül, was sich besonders deshalb unangenehm bemerkbar machte, weil aus Anlaß der Ankunft des Bundespräsidenten ein Leben und Treiben herrschte, wie man es Sonntags im Stadtzentrum sonst nicht kennt. Der Montag hat dafür wieder Regenwolken heraufgeführt und eine vorläufig angenehme Abkühlung gebracht.

— Visconde de Sousa Prego und andere Interessenten reichten beim Bundesrichter gegen den Bundesfiskus eine Klage auf Ersatz des Schadens ein, der ihnen anläßlich der Revolte der Marinesoldaten auf der Ilha das Cobras entstanden ist.

— Die Cholera-Phylaxe hat inzwischen begonnen. Der erste Dampfer, der ihr unterworfen wurde, war die aus Genua kommende „Savoia“. Das Schiff mußte an der Ilha Grande vor Anker gehen und wurde einer gründlichen Desinfektion unterzogen. Außer der an Bord gebrauchten Wäsche wurden nicht weniger als 1500 Gepäckstücke desinfiziert. Die nach Brasilien bestimmten Passagiere, 243 an der Zahl, wurden an Bord, die nach dem La Plata reisenden im Lazareth der Desinfektion unterzogen. Volle 48 Stunden war Dr. Lopes da Cruz mit seinem Personal tätig, um dem Dampfer so schnell als möglich die Weiterfahrt zu gestatten. Die Arbeit wurde erheblich erschwert durch die Unzulänglichkeit des

Lazareths, dessen Umbau die Aerzte schon seit langem vergeblich fordern. Die Erfahrungen, die im Vorjahre mit der Unterbringung der Passagiere der „Araguaya“ gemacht wurden, hätte die Regierung in der Zwischenzeit wahrhaftig veranlassen können, Wandel zu schaffen. Aber wie gewöhnlich wurde, nachdem der erste Schreck und die Gefahr vorüber war, alles wieder auf die lange Bank geschoben. Der Gesundheitszustand an Bord der „Savoia“ war übrigens gut. Doch erzählen die Passagiere, daß die Cholera in Italien viel stärker wüte als man annehme. Sie habe auch schon Genua erreicht, obwohl die italienische Regierung alles tue, um der Seuche Herr zu werden. Die „Toscana“ wird nicht vor Donnerstag den Verkehr mit dem Lande aufnehmen dürfen.

— Nicht genug, daß die Cholera uns bedroht, haben wir auch die Pest auf dem Halse. Und was das Schändlichste ist: die Seuche konnte sich einnisten, weil ein Amts-Arzt wieder einmal seine Pflicht nicht getan hat. Vor mehr als 2 Wochen starb im Hause der Baronin von Massambara an der Praia do Botafogo 390 ein Dienstmädchen nach kurzer Krankheit, ohne daß ein Arzt hinzugezogen worden wäre. Es wurde daher ein Arzt von der Zivilpolizei — immer ist es das glorreiche Beamtentheer unseres famosen Polizeichefs! — gerufen, um den Totensehem auszustellen. Der Herr erschien und bescheinigte, daß das Mädchen an Influenza gestorben sei. Einige Tage später erkrankte im selben Hause ein zweites Mädchen unter ähnlichen Erscheinungen wie die erste. Das erregte Besorgnis der Hausgenossen, und man gab die Kranke in ärztliche Behandlung. Am Sonnabend starb auch dieses Mädchen, und da der behandelnde Arzt, Dr. Arthur de Vasconcellos, die Todesursache nicht feststellen konnte, da ihm ferner die Krankheitssymptome sehr schwerer Natur zu sein schienen, so lenkte er die Aufmerksamkeit der Sanitätsbehörden auf den Fall. Die Aerzte des Sanitätsamtes entnahmen dem Körper der Toten Blut zur bakteriologischen Untersuchung. Unter dem Mikroskop erkannte man alsbald die Krankheitserreger der Bubonenpest. Sofort ließ die Behörde das Grundstück und seine Bewohner gründlich desinfizieren. Auch die Nachbargrundstücke wurden desinfiziert. Uebrigens hat die Sanitätspolizei, wie es scheint, wieder einmal mit zweierlei Maß gemessen. Die Größe der Gefahr hätte die Isolierung sämtlicher Bewohner des Hauses erfordert. Aber da es sich um eine Familie der ersten Gesellschaftskreise handelte, so durfte die Baronin nach der Privatavenida Moraes in der Rua S. Clemente übersiedeln, wo allerdings alle unter amtsärztlicher Beobachtung stehen. Natürlich hilft diese Beobachtung auch nichts, wenn die Hausgenossen Pestkeime mit sich schleppten und die Privatstraße infizieren. Hinterher zu isolieren, wenn Krankheitssymptome auftreten, hat keinen Sinn, denn vor der Isolierung kam der Kranke schon wieder so und so viele andere Personen angesteckt haben. Was aber das Unglaublichste und nur durch unsere unsagbare Disziplinlosigkeit und Anarchie zu erklären ist, das ist die Tatsache, daß eines der Dienstmädchen der Baronin, das nicht übersiedeln wollte, sich in der Rua General Severiano eine Wohnung suchen durfte. Dieses Mädchen ist nun glücklich auch schon erkrankt. Als es einen dritten Krankheitsheerd geschaffen hatte, wurde es nach dem Hospital S. Sebastião gebracht. Natürlich sind die Personen, mit denen es zuletzt zusammenlebte,



schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registatur ::
 Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
 an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben
 Verlangen Sie Offerte und Muster von

Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.

ebensowenig isoliert worden, wie die Baronin mit ihren Hausgenossen. Sie können also die Weiterverbreitung der furchtbaren Seuche bestens besorgen! Was sich unsere verehrlichen Sanitäts-Weisen eigentlich denken, ist uns unklar. Ob sie etwa fürchten, das Ober-Bundesgericht könnte den Pestverdächtigen „Habeas-Corpus“ gewähren, wenn man sie isolieren würde? In dem Hause in Botafogo, wo die ersten Fälle vorkamen, hat man nach toten Ratten gesucht, aber nur drei Skelette gefunden, eins unter den Dielen und zwei in einer Kiste. Eine Untersuchung war natürlich bei Skeletten nicht möglich. Auch in den Nachbarhäusern zeigten sich nicht viele dieser als Pestträger berüchtigten Nager.

— Gestern früh ermordete ein gutgekleideter Mann mit einem Messer die polnische Prostituierte Sarah Itonovich in der Rua Espirito Santo Nr. 18. Der Unbekannte, welcher dunklen Anzug und Strohhut trug, wollte offenbar die Schmucksachen der Dirne stehlen und tötete dieselbe, als sie um Hilfe rufen wollte. Hierauf flüchtete er.

— Die Nachforschungen über die Unterschlagung von Waisengeldern in Rio, welche mit gefälschten Unterschriften der Waisenrichter erhoben wurden, scheint im Sande zu verlaufen. Bis jetzt ist man allein bei der Sparkasse einer Unterschlagung von 500 Contos auf die Spur gekommen, ein einziger Gerichtsschreiber erhob 39 Contos.

Rio, Donnerstag, den 27. Juli.

Stadttheater. Mascagnis Unglück war, wie Verdi einmal sagte, daß er mit dem anfang, womit die anderen aufhören. Der ungeheure Erfolg der „Cavalleria Rusticana“ war wie ein Messer mit zwei Schneiden: überall in den späteren Werken des Komponisten glaubt man Anklänge an das Erstlingswerk zu vernehmen. Davon macht auch der „Guglielmo Ratcliff“ keine Ausnahme, den Rio vorgestern zum ersten Male zu hören bekam. Die Aufführung war eigentlich eine Ueberrumpelung. Auf dem Theaterzettel war die „Gioconda“ angesagt, und niemand weiß, warum statt dessen plötzlich „Ratcliff“ gegeben wurde. Da weder Textbücher noch eine kurze Wiedergabe der Handlung zur Hand waren, so litt das Publikum unter einer gewissen Unsicherheit. Die Musik ist derjenigen der „Cavalleria Rusticana“ verwandt, italienisch, harmonisch, melodien-

reich, sich gefällig ins Ohr schmeichelnd, freilich an manchen Stellen auch höchst banal. Den größten Erfolg trugen De Tura als Rateliff, der den ungeheuren Anforderungen der für Tamagnos mächtige Stimme geschriebenen Rolle gerecht wurde, und der Baryton Galeffi als Douglas davon. Der erste und der vierte Akt fielen durch ihre scheußliche Dekoration unangenehm auf. Mascagni und das Orchester waren in ihren Element und erteten stürmischen Beifall.

— Einen eigentümlichen Theaterbesuch werden wir heute mit dem englischen Dampfer „Amazon“ erhalten, nämlich eine italienische Kinder-Operntuppe, die morgen im Teatro Lyrico mit der Oper „Lucia de Lamermoor“ ihre Vorstellungen beginnen wird. Auf dem Repertoire stehen ferner: Traviata, Carmen, Barbier von Sevilla, Liebeselixir, Tosca und Bohème. Die Mitwirkenden sind zwischen 8 und 15 Jahre alt. Sie leben in schul- oder besser gesagt kasernenmäßiger Zucht, haben ihre genau geregelten Mahlzeiten, Studier- und Spielstunden. Die eine Hälfte ihrer „Gage“ müssen sie ihren Eltern, durchweg armen Leuten, schicken, die andere Hälfte dürfen sie für sich verwenden. Man sagt, daß der Eindruck einer solchen Aufführung etwa dem einer gewöhnlichen Opernvorstellung gleicht, die man durch ein umgekehrtes Opernglas betrachtet. Der große italienische Tenor Anselmi ist aus einer solchen Kindertruppe hervorgegangen, und von dem Knaben, der in der jetzt kommenden Gesellschaft die „Carmen“ singt, verspricht man sich ebenfalls Großes. Warum die Zwerge aber gerade im Teatro Lyrico mit seinen riesigen Dimensionen spielen müssen, ist uns unklar!

— João Francisco Duarte möchte für sein Leben gern Konsumsteuer-Einnehmer werden. Aber alle seine Bemühungen um einen solchen Posten blieben erfolglos. Schließlich beschloß er, sich sein Glück selbst zu schmieden. Er fertigte sich Ausweiskarten mit den Namen der Drs. Catalão und Reis an und zog als Steuereinnehmer von eigenen Gnaden nach Barra do Pirahy und anderen Städten des Staates Rio, wo er reiche Beute einheimste. Als er gestern nach Rio zurückkehrte, wurde er verhaftet.

— Durch besondere Fixigkeit zeichnet sich die Berichterstattung des „Correio da Manhã“ aus. Das Blatt gab vorgestern eine genau Beschreibung der Ankunft des Dampfers, der die Leiche des Generals Marciano de Magalhães von Florianopolis nach Rio überführt, zählte alle Personen auf, die zur Totenwache bei dem Sarge erschienen, kurz berichtet alles, was sich in Wirklichkeit erst gestern ereignete. Das Schiff ist nämlich einen Tag zu spät eingetroffen, ein kleiner Nebenumstand, der dem phantasievollen Berichterstatter des „Correio da Manhã“ leider entgangen war.

— Der „Seculo“ erhebt in seiner Ausgabe vom 25. d. M. eine scharfe und bittere Anklage gegen die Verwaltung der Zentralbahn. Ein Heizer hat noch nicht einmal den Gehalt für Januar 1911 erhalten. Er läßt sich die Beine weg, um seine rückständigen Bezüge von der Kassenverwaltung zu erhalten. Es heißt aber immer, die Zahlungsanweisung steht noch aus. So wie diesem Heizer geht es zahllosen anderen Beamten der Bahn in gleicher oder ähnlicher Stellung. Einige mußten hungern, weil die Kaufleute begreiflicherweise auch keine Lust ha-

ben, monatelang Lebensmittel etc. zu pumpen. Die Zeitung fügt dazu noch einen, wie uns scheint, unberechtigten Ausfall gegen Marschall Hermes hinzu, dem sie vorwirft, auf Staatskosten zu bankettieren, während die Arbeiter notliden. Unserer Ansicht nach wäre es viel vernünftiger, dem Marschall und dem Verkehrsminister, welche von den Dingen ja keine Ahnung haben, einmal die Augen zu öffnen. Dann würde der Skandal wohl bald aufhören.

— Herr Armenio Jouvin, Direktor der Nationaldruckerei, hat dem Bundespräsidenten ein wichtiges Geschenk überreicht, nämlich eine Sammlung sämtlicher Nummern des „Diario Official“, in denen von der Reise des Marschalls nach Espirito Santo und Bahia die Rede ist. Der Marschall kann sich also persönlich überzeugen, daß das Regierungs-Amtsblatt sich durch loyale Berichterstattung auszeichnete, was bekanntlich angesichts unserer allgemeinen Anarchie in der Verwaltung durchaus nicht selbstverständlich ist. Hoffentlich aber hat das Geschenk nicht den bitteren Nachgeschmack, der den Aufmerksamkeiten des Herrn Armenio Jouvin eigen zu sein pflegt, wir meinen die Rechnung für Publikationen, die der betriebsame Direktor der Nationaldruckerei neuerdings allen Amtsstellen zugehen läßt, um den Einnahmeetat des ihm unterstellten Instituts wenigstens auf dem Papier zu erhöhen.

— Die Bundesregierung hat dem Kongreß vorgeschlagen, das Eigentum an der Quinta da Boa Vista, der früheren kaiserlichen Residenz, in deren Palais sich heute das Museum befindet, der Präfektur des Bundesdistrikts zu übertragen. Die ausgedehnten Gartenanlagen des Sommerpalastes dienen nämlich den Bewohnern des Stadtteils S. Christovam als öffentlicher Park, und da die Unterhaltung öffentlicher Anlagen zu den Aufgaben der hauptstädtischen Verwaltung gehört, möchte die Regierung durch diese Eigentumsübertragung die Kosten auf den Bundesdistrikt abwälzen. Damit würden auch die Pläne, das Landwirtschaftsministerium nach der Quinta da Boa Vista zu verlegen und das zugehörige Gebäude zu Versuchsgärten, Versuchsfeldern, Zuchtstationen und dergl. auszunutzen, hin-fällig werden.

— Wie verlautet, beabsichtigt Argentinien, den Regierungen von Brasilien und Uruguay eine Vereinheitlichung der Sanitätspolizei der drei Länder vorzuschlagen. Zu dieser Absicht ist die La Plata-Republik offenbar durch die Cholera-Gefahr geführt worden, deren Abwehr sie sich schon im vorigen Jahre viel energischer angelegen sein ließ, als Brasilien. Eine Vereinheitlichung der sanitären Schutzmaßregeln läge nur im Interesse aller drei Staaten, und wir möchten daher wünschen, daß der Vorschlag Argentinien's günstige Aufnahme bei unserer Regierung findet. Der Umstand, daß die Anregung von dort ausgeht, wird hoffentlich dem Baron von Rio Branco nicht Veranlassung geben, die Sache zu verschleppen. Die sanitären Interessen des Landes müssen über persönlichen Neigungen und Abneigungen stehen.

— Die ausländischen Postpakete sind endlich dem Zollamt eingehändigt worden, dem sie von vornherein hätten übergeben werden sollen; denn wenn unsere Zollbehörden auch nicht auf der Höhe stehen: besser als die erbärmliche Postverwaltung sind sie doch noch. Die unglücklichen Adressaten, die seit einem Jahre oder noch länger auf die Herausgabe

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard.

João Heinrich

ihrer Sendungen warten, haben nun Aussicht, endlich in den Besitz ihres Eigentums zu gelangen. Das heißt, wenn es noch vorhanden ist. Die Postverwaltung war nämlich so vorsichtig, im Interesse der glatteren Abwicklung des Dienstes dem Zollamte den gesamten Paketbestand ohne Inventuraufnahme zu übergeben. Das kann alles Mögliche bedenten!

— Die Marineverwaltung hat die Absicht, das große Schwimmdock „Affonso Penna“, das sich gegenwärtig unendlich weit im Hintergrunde der Bucht, bei der Insel Boqueirão, jenseits der Goverlegen. Und zwar scheint die Enxadas-Insel als neuer Ankerplatz ausersehen zu sein. Demnächst soll das Schlachtschiff „Minas Geraes“ gedockt werden, um einer gründlichen Reinigung unterzogen zu werden.

— Der Gouverneur von Bahia hat dem Bundespräsidenten zu seiner glücklichen Rückkehr von dem Besuche „mit dem er den Staat beehrte“, gratuliert. Das wird ihm in den Augen Ruy Barbosas völlig diskreditieren, nachdem er schon vorher durch sein höfliches und loyales Benehmen während der Anwesenheit der Marschalls in Bahia bedeutend in der Achtung des „Adlers von Haag“ gesunken war. Der Marschall Hermes hat sich übrigens von einem Berichterstatter der „Imprensa“ über seine Bahianer Eindrücke kurz interviewen lassen. Danach bietet die Stadt noch ungefähr dasselbe Bild wie vor einigen Jahren, nur die Unterstadt habe sich dank den Bemühungen der Handelskammer verschönert. Der Handel Bahias blühe und er werde ebenso wie die Industrie einen großen Aufschwung nehmen, sobald das Bahnnetz des Staates entsprechend den Plänen der Bundesregierung ausgebaut sei. Bemerkenswert ist folgende Äußerung des Marschalls: „Wir dürfen nicht sagen, daß wir wohlhabend seien, ehe nicht der Reichtum wirklich „nationalisiert“ ist. Große Privatvermögen gibt es in Brasilien nicht, und die ausländischen Kapitalien, die in unserem Gebiet arbeiten, können, obwohl sie eine gewisse Entwicklung zur Folge haben, unter keinen Umständen als national betrachtet werden.“ Die Phrase, vorausgesetzt, daß der Berichterstatter sie richtig wiedergab, klingt eigentümlich. Daß ausländische Kapitalien nicht ausländisch sind, ist eine Binsenwahrheit, die der Präsident wirklich nicht zum besten zu geben brauchte. Das Schwergewicht ist also auf die Nebensätze zu legen. Danach ist der Marschall von der wohltätigen Wirkung des ausländischen Kapitals nicht sehr überzeugt, denn er erkennt ihm nur eine „gewisse“ Förderung der Entwicklung zu. Wir dürfen demgegenüber wohl fragen, wie denn eine Entwicklung des Landes ohne das ausländische Kapital, repräsentiert durch Arbeitskräfte, Intelligenz und Barmittel, überhaupt möglich gewesen wäre? Und wie stellt der Präsident sich denn die „Nationalisierung“ des Reichtums vor? Uns will es scheinen, als ob Brasilien

noch so unendlich viel zu tun habe, was es ohne die Mitwirkung des Auslandes nicht ausführen kann, daß der Bundespräsident besser täte, solche nationalistische Träumereien in seines Herzens tiefstem Schreine zu vergraben. Der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes leistet er mit derartigen Herzensergüssen wirklich keinen Dienst.

— Ohne „Pistolão“ wird sich kein Stellenjäger um sein Amt bewerben. Der bloße Gedanke, auf ihre Kenntnisse, ihre Energie, ihre Geschicklichkeit zu vertrauen, erscheint diesen Leuten wahnwitzig, offenbar, weil sie keine Kenntnisse, noch Energie, noch Geschicklichkeit besitzen. So tritt denn jeder mit einem Bündel von Empfehlungsschreiben an, das möglichst umfangreich zu gestalten nicht schwer fällt, da kein Politiker die gewünschte Visitenkarte versagt, schon aus Popularitätsrücksichten nicht. Neuartig aber ist der Gedanke, auch die Toten zur Ausstellung von „Pistolões“ heranzuziehen. Diese originelle Idee blieb einem Alagoaner vorbehalten, der vom Marschall Hermes eine Anstellung für seinen Sohn erbat. Er bemühte weder den Gouverneur seines Staates noch die Vertreter von Alagoas im Bundeskongreß, sondern rüstete seinen Sohn einfach mit einer Photographie des Vaters des Marschalls aus, die er einmal mit eigenhändiger Widmung von dem inzwischen Verstorbenen zum Geschenk erhalten hatte. Das ist jedenfalls eine Verbesserung des Systems, die uns für die Zukunft noch reizende Ueberraschungen verspricht.

— Die portugiesischen Machthaber planen eine Gesetzesbestimmung, die auch Brasilien, in dem so viele Portugiesen wohnen, stark in Mitleidenschaft ziehen muß. Sie wollen nämlich das Einkommen portugiesischer Familien, die nicht mindestens 6 Monate jährlich im Lande zubringen, mit einer Steuer von 50 Prozent belegen. Das ist ein neues Beispiel für die Art von Freiheit, die die Afterrepublik dem unglücklichen Lande gebracht hat. Schon vor einiger Zeit verlautete, daß die Tyrannen von Lissabon die Auswanderung verbieten wollten. Diese Maßregel, die vor allem Brasilien schwer geschädigt hätte, unterblieb, denn der einmütige Protest der lusobrasilianischen Presse, die bis dahin der jungen Republik sympathisch gegenübergestanden hatte, ließ eine derartige Brüksierung doch unrat-sam erscheinen. Jetzt will man das Ziel auf einem anderen Wege erreichen, denn wenn die geplante Bestimmung auch in erster Linie gegen die Monarchisten gerichtet ist, so muß sich die Lissaboner Regierung, falls sie nicht ganz idiotisch ist, doch überlegt haben, daß sie damit auch einen großen Teil der aus Erwerbsrücksichten in Brasilien und überhaupt im Auslande lebenden Portugiesen trifft. Nebenbei bemerkt der Gesetzentwurf in seiner antimonarchistischen Tendenz so dumm als möglich, denn ein noch nicht durchaus gerechtfertigtes neues Re-

güne zwingt seine Gegner nicht, im Lande zu wohnen und die Zahl der inneren Feinde zu vermehren, sondern ist froh, wenn sie sich außerhalb verschwören, wo sie weniger gefährlich sind.

Rio, Freitag, den 28. Juli.

— Brasilien erhielt vom japanischen Generalstab die Einladung zur Teilnahme an den japanischen Septembermanövern. Der Kriegsminister General Dantas Barreto dankte für die Einladung und sprach gleichzeitig sein Bedauern aus, daß der brasilianische Militärattaché zur fraglichen Zeit unabhkömmlich sei.

— Die Londoner Versicherungsgesellschaft The Alliance Assurance Cy. Ltd. wurde zum Geschäftsbetrieb in Brasilien zugelassen.

— Auf der Leopoldina ist der Minaszug, der abends 9 Uhr an der Praia Formosa eintreffen sollte, aus unbekanntem Gründen zwischen der Parada do Triangulo und der Station Entre Rios verunglückt. Ein Passagier erster Klasse, Herr Antonio Gomes Pereira von Entre Rios, ist tot, ein Kind schwer verletzt. Bei Abgang dieser Meldung ist noch nicht bekannt, ob weitere Tote oder Verletzte zu beklagen sind. Um 8 Uhr ging von Rio ein Hilfszug ab.

— Gestern gelangte bei der Deputiertenkammer in Rio eine Kundgebung der Studierenden an der Rechtsfakultät in Bello Horizonte in Einlauf, in welcher die Kammer um Aufhebung des Dekrets der provisorischen Regierung ersucht wird, durch welches die kaiserliche Familie aus Brasilien verbannt wurde. Auch wird beantragt, die Gebeine des Kaisers Dom Pedro II. und der Kaiserin Theresa Christina nach Brasilien überzuführen.

— Die Verhandlungen in London über den Verkauf des Lloyd Brasileiro sollen zum Abschluß gebracht worden sein.

— Im Municipaltheater wurde vorgestern der Tenor Cristalli, der in der Oper Gioconda den Enzo gab, vom Publikum ausgepiffen.

— Die Oppositionspresse hat wieder phantastische Berechnungen angestellt über die Unsummen, die die Präsidentenreise nach Bahia dem Lande gekostet habe. In einer im „Diario Official“ veröffentlichten offiziellen Erklärung stellt die Bundesregierung demgegenüber fest, daß die Bundesfinanzen für die Reise in keiner Weise in Anspruch genommen worden seien. Das ist natürlich mit Einschränkungen zu verstehen, denn die Kriegsschiffe, die sich aus diesem Anlasse nach Bahia begeben haben, sind auf Bundeskosten gereist.

— Ein Stiefelputzer namens João Gundo, der seinen Standplatz in der Rua Primeiro de Março hatte, litt derart unter Neurasthenie, daß er zuletzt vom Verfolgungswahnsinn befallen wurde. Gestern morgen schoß er sich in der Rua Theatro ins Ohr. Sterbend wurde er ins Krankenhaus gebracht.

— Der Schlepper „Florianopolis“ der die Leiche des Generals Marciano de Magalhães von der gleichnamigen Stadt nach Rio überführte, hatte zwischen Santos und unseren Hafen einen heftigen Sturm zu bestehen. Ein Blitz zertrümmerte den Mast des Schiffes, das nur mit Mühe den Hafen erreichte.

— Wir berichteten in der vorigen Woche von dem Morde, den Maria Ferreira Mendes Tourinho an ihrem Manne, dem Schaffner der Zentralbahn Alvaro Fernandes Tourinho, verübte, indem sie den Schlafenden mit Axthieben tötete, weil sie sich von ihm verfolgt glaubte. Maria, die häufig an spiri-

tistischen Sitzungen teilgenommen hatte, wies deutliche Anzeichen religiösen Wahnsinnes auf. Sie wurde daher im Gefängnis von drei Aerzten auf ihren Geisteszustand untersucht. Die Untersuchung hat die Richtigkeit jener Vermutung ergeben. Uebrigens war Maria schon vor ihrer Teilnahme an spiritistischen Sitzungen krankhaft veranlagt, denn sie litt schon früher an melancholischen Depressionen. Sie wird im Irrenhause untergebracht werden.

— An dem ersten Rassenkongreß, der gestern in London eröffnet wurde, nehmen auch zwei Brasilianer, die Herren João Baptista de Lacerda und Roquette Pinto teil. Der erstgenannte wird einen Vortrag über die Mestizen in Brasilien, der zweite über die Indianerfrage halten. Nach den kurzen Angaben über den Inhalt, die uns vorliegen, wird der Vortrag des Herrn Roquette Pinto auf eine Verherrlichung des Rondonismus hinauslaufen.

— Die Absichten, eine Vereinbarung über die Hochhaltung der Zuckerpreise zu treffen, die auf der im April d. J. hier stattfindenden dritten Konferenz der Zuckerfabrikanten erörtert wurde, scheiterte bekanntlich an dem Widerstande Pernambucos. Ohne die Beteiligung Pernambucos ist eine wirkliche Abmachung nicht möglich. Inzwischen scheinen die Produzenten jenes Staates jedoch anderer Meinung geworden zu sein, denn von dort eintreffende Telegramme lassen die Geneigtheit erkennen, an der vierten Konferenz teilzunehmen. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß doch noch eine Einigung zustande kommt, falls nicht etwa die Produzenten aus den anderen Staaten, die über die Haltung Pernambucos aufs tiefste verstimmt waren, die Beteiligung an einer neuen Konferenz ablehnen.

— In Rio wurden seit Anfang dieses Jahres bei den Sanitätsbehörden 3.119.247 Stück Ratten abgeliefert, wofür (pro Stück 200 Reis) 623.849\$400 Prämien bezahlt wurden.

— Ueber die Einrichtungen der Santa Casa de Misericordia und über die Behandlung, die den Kranken dort zuteil wird, sind in den letzten Wochen haarsträubende Berichte an die Oeffentlichkeit gelangt, Berichte, die unwiderlegt blieben. Die Kliniken der medizinischen Fakultät, die sich in diesem unserem größten Krankenhause befinden, machen von der allgemeinen Unzulänglichkeit keine Ausnahme. Davon hat sich nunmehr auch der Minister des Innern überzeugt, der gestern in Begleitung des Direktors der Fakultät den Kliniken einen Besuch abstattete. Er fand die Einrichtungen unbeschreiblich schlecht, mit Ausnahme der Augenklinik, die unter der Regierung Nilo Peçanha mit Umsicht und Geschick neu ausgestattet worden ist. Der Besuch wird den Minister veranlassen, alsbald die erforderlichen Mittel bereitzustellen, um die Kliniken auf die Höhe der Zeit zu bringen. Von einer Umgestaltung des Krankenhauses selbst aber hört man noch nichts, obwohl das an und für sich skandalöse und verfassungswidrige Bestattungsmopol, das die Bruderschaft der Santa Casa noch immer besitzt, der Regierung eine wirksame Handhabe bietet, um die Verwalter zu Verbesserungen zu zwingen.

— Der Zustand des Dienstmädchens der Baronin von Massanubara, das unter pestverdächtigen Erscheinungen erkrankt ist und nach dem Hospital von S. Sebastião gebracht wurde, ist besorgniserregend. Das Haus in der Rua General Severiano 196, nach dem das Mädchen infolge der unglaub-

lichen Nachlässigkeit unserer Sanitätspolizei übersiedeln durfte, ist nun auch desinfiziert worden, eine Arbeit, die ein vernünftig geleitetes Sanitätsamt sich hätte ersparen können. Die Baronin und ihre Hausgenossen stehen in der Rua S. Clemente unter ärztlicher Behandlung, doch haben sich bislang bei niemandem verdächtige Symptome gezeigt. Die an das Grundstück 390 der Praia de Botafogo angrenzenden Häuser bis zum Collegio Abilio hin sind bereits vorgestern sämtlich desinfiziert worden. Eine im Hoje jenes Grundstückes gelegene Stallung aber, also ein von Ratten bevorzugter Aufenthalt, wurde kraft der unerforschlichen Weisheit der hohen Desinfektionskommission erst gestern gesäubert. Grund zur Besorgnis soll nach den Versicherungen der Sanitätsbehörden nicht mehr vorliegen. Hoffen wir, daß aller Schlamperei zum Trotz unser gewohntes Glück uns tatsächlich wieder günstig gewesen sein möge!

— Die gemischte Division, die den Bundespräsidenten auf seiner Reise nach Bahia begleitet hatte, wurde gestern aufgelöst und statt ihrer wieder ein Schlachtschiffgeschwader gebildet, bestehend aus den Dreadnoughts „Minas Geraes“ und „S. Paulo“, denen die Torpedojäger „Parana“, „Sergipe“, „Rio Grande do Sul“, „Para“ und „Matto Grosso“ zugeteilt worden sind. Das Kommando soll der Kontreadmiral Belfort Vieira übernehmen. Ob die neue Division wohl ernstlich üben wird?

— Wir haben wieder eine postalische Glanzleistung auf dem Bahnhofspostamt einen Eilbrief an unseren Verlag in S. Paulo auf. Dieser Brief wurde jedoch nicht als Eilbrief befördert, obwohl auf dem Umschlag der Vermerk „Expressa“ in fetten Buchstaben gedruckt steht und auch die Frankierung nach dem Eilbrieftarif erfolgt war, sondern als Eilschreibebrief. Und zwar haben unsere intelligenten Postbeamten den Vermerk „Expressa“ sorgfältig mit dem den Vermerk „Registrada“ und die Nummer tragenden Zettel überklebt. Natürlich wurde der Brief mit einer Verspätung von vielen Stunden in S. Paulo ausgeliefert, sodaß der Zweck unserer eiligen Sendung völlig vereitelt wurde. Wann wird ein Retter kommen in diesem „Amte“?

— Der Direktor der Finanzabteilung des „Temps“ in Paris hält sich zurzeit hier auf. Er will angeblich die Bedingungen studieren, unter welchen die französischen Kapitalien in Brasilien arbeiten. Ihr Betrag wird auf ca. 2 Milliarden Franken berechnet.

— Die Intelligenz ist übrigens nicht nur Vorrecht der brasilianischen Postbeamten. Auch in unserem vielgepriesenen intelligenten Deutschland hapert es zuweilen, besonders wenn die Geographie von Südamerika in Frage kommt. Mit dem Dampfer „Cap. Arcoua“ erhielten wir vorgestern im Auftrage des Herrn Legationsrats Dr. Zimmermann eine Büchersehung von der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg. Die Adresse lautete: „Hrn. . . ., Rio de Je(?)neiro (Argentinien)“!! Wenn man bedenkt, daß die in deutschen Buchhandlungen tätigen Angestellten im allgemeinen geistig regsam sind u. fast durchweg die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst besitzen, so muß man sonderbare Vorstellungen von dem Geographieverricht bekommen, den der Schreiber dieser Adresse genossen hat. Sogar unsere Postbeamten brächten es nicht fertig, zu adressieren: „Barlin (França)“!

— Man erinnert sich wohl noch des amüsanten Streites des Herrn José Alves mit dem Vorstande

des Jockey-Clubs, über den wir mehrmals berichteten. Herr Alves hatte sich mißbillig gemacht und sollte nicht mehr zu der Rennbahn des Clubs zugelassen werden. Er erwirkte sich ein „Habeas Corpus“, das ihm, wenn er das Eintrittsgeld zahlte und anständig gekleidet war, den Zutritt zu den Rennen garantierte. Das veranlaßte den Club, einige Rennen vor geladenen Gästen abzuhalten, dann die Einrichtung der „zeitweiligen Mitglieder“ für einzelne Rennen zu treffen und, als sich Herr Alves widerrechtlich eine solche Mitgliedskarte erschlich, ein Rennen sogar abubrechen. Nun hat das Oberste Bundesgericht sich mit der Angelegenheit beschäftigt. Es hat mit allen gegen eine Stimme für Recht erkannt, daß der Jockey-Club als private Vereinigung befugt sei, jede ihm mißliebige Person vom Betreten seines Eigentums auszuschließen. Nun wird sich der zudringliche Herr Alves wohl beruhigen müssen.

— Das „Jornal do Commercio“ veröffentlicht die Studie über die Mestizen in Brasilien, die Herr Dr. João Baptista de Lacerda auf dem Rasenkongress in London vortragen wird. Herr Lacerda kommt zu folgenden Schlüssen: 1. Die Beobachtung und Vergleichung der zoologischen Tatsachen zwingt uns, anzuerkennen, daß die Indo-Europäer und die Neger nicht zwei Spezies, sondern zwei Rassen bilden. 2. Der Mestize, Produkt der geschlechtlichen Vereinigung zwischen Weissen und Negern, bildet keine wirkliche Rasse, sondern einen veränderlichen, vorübergehenden ethnischen Typ, dem die Tendenz innewohnt, sich zu einer der beiden produzierenden Rassen zurückzubilden. 3. Die Negereinfuhr in bedeutendem Maßstabe hat auf den Fortschritt Brasiliens unheilvoll eingewirkt; sie hat seine materielle Entwicklung um lange Zeit verzögert und die Verwendung seiner ungeheuren natürlichen Reichtümer erschwert. Der Charakter der Bevölkerung läßt die Fehler und Laster der eingeführten tieferstehenden Rasse verspüren. 4. Der Mestize ist dem Neger an robustem Körperbau und physischer Kraft unterlegen, aber er nimmt es an Intelligenz und Begabung für Technik und Künste oft selbst mit dem Weissen auf. 5. In Brasilien unterstützten die Mestizen die Arbeit der Weißen für den Fortschritt des Landes und erreichten die höchsten Posten in der Verwaltung und in der Politik. 6. Die zunehmende weiße Einwanderung und die sexuelle Auslese wirken zusammen, um die Mestizen in kurzer Zeit aussterben zu lassen. 7. Vor Verlauf eines Jahrhunderts wird die Bevölkerung Brasiliens voraussichtlich in ihrer Mehrheit aus Weißen, Angehörigen der lateinischen Völker bestehen, und zur selben Zeit werden zweifellos die Neger und Indianer aus diesem Teile Amerikas verschwunden sein. 8. Brasilien geht einer glänzenden Zukunft entgegen. Es wird in Südamerika der Jungbrunnen für die lateinischen Völker werden, ebenso wie in Nordamerika die Vereinigten Staaten für die Angelsachsen“. Es ist erfreulich, daß sich in unserem Rassenmischmasch und unserer Rassenduselei endlich wieder einmal ein Lusobrasilianer findet, der öffentlich das Tüpfelchen auf das i zu setzen wagt und weiß weiß und schwarz schwarz nennt. Aber so sehr wir wünschen, daß er recht behalten möge, so können wir uns doch der Furcht nicht erwehren, daß er allzu optimistisch sieht. Vorläufig drücken die Farbigen noch mit Zentnerschwere auf unsere geistige und wirtschaftliche Entwicklung.

— Der Bundespräsident hat den Marineminister ersucht, Kommandant, Offiziere und Mannschaften der gemischten Division, die ihn nach Bahia begleitet hatte, für ihre korrekte Art, ihre Kompetenz und Disziplin zu loben. Angesichts des Unfalls in Victoria und des Anlaufens der Bucht von Abrolhos hätte man freilich im Interesse des Ansehens unseres Staatsoberhauptes gewünscht, daß in dem Erlaß der folgende Satz nicht enthalten wäre: „Diese glückliche Reise gab Gelegenheit, der Republik und der Welt zu zeigen, daß unsere Kriegsmarine ihre Lebenskraft bewahrt und, mit der gewohnten Stärke, dieselbe Liebe zum Vaterlande und zum Berufe hegt, wie diejenigen, die unserer Verehrung würdig sind, weil sie unsere Fahne mit Ruhm bedeckten.“ Man stelle sich einmal den König von England vor, der nach einer Spazierfahrt seiner Kriegsschiffe von Plymouth nach Hull, auch wenn sie ohne Ach und Krach bewerkstelligt wurde, den Geist Nelsons zum würdigen Vergleich heraufbeschwören wollte! Der Gedanke ist so grotesk, daß er unmöglich erscheint. Warum muß man denn gerade bei uns den Mund immer so voll nehmen? Ist uns so gänzlich die Empfindung für das Lächerliche verloren gegangen, daß selbst ein ernsthafter Mann, wie der Marschall Hermes, ohne derartige alberne Tiraden nicht mehr leben kann?

— In S. Paulo war im vorigen Jahre die Rua Quinze de Novembro zu so einer Art von Schießplatz hergerichtet worden, wo unsere heißblütigen lateinischen Mitbürger ihre Revolveraffären auszutragen liebten, gerade wenn der Verkehr am lebhaftesten war. Rio darf sich natürlich von der Hauptstadt des Kaffeestaates nicht übertrumpfen lassen. Deshalb beabsichtigt man, sich nunmehr der Avenida Central für den gleichen Zweck zu bedienen. Den Anfang machte der Infanterieleutnant Benigno Marques Fogaça um 4 Uhr nachmittags, also im dichtesten Menschengewühl, an der Ecke der Rua do Ouvidor vor dem Hutgeschäft von Watson. Als der Leutnant in Goyaz in Garnison stand, verlobte er sich mit der Schwester des Steuerbeamten Henrique Ferreira de Almeida. Die Verlobung ging jedoch später zurück, und als echter Gentleman verlästerte Herr Fogaça seine Ex-Braut. Herr Almeida beschloß, den Leutnant zu züchtigen. Es gelang ihm aber nicht, seiner habhaft zu werden. Einmal traf er ihn in einem Seebade. Aber der Leutnant, von Herrn Almeidas Anwesenheit offenbar benachrichtigt, hatte einen Revolver mit an den Badestrand genommen und gab auf den Gegner drei Schüsse ab. Dieser wartete den Offizier vor den Badezellen und peitschte ihn durch. Mit dieser Rache nicht zufrieden folgte er ihm nach Rio, wo er ihn vor dem Hutgeschäft von Watson zum ersten Male traf. Als der Leutnant des Herrn Almeida ansichtig wurde, griff er sofort wieder zum Revolver und schoß ohne Rücksicht auf die Vorübergehenden. Er traf den Gegner in die rechte Backe und in den Rücken. Der dritte Schuß ging fehl. Während Herr Almeida in die Werneckesche Apotheke und später nach der Unfallstation gebracht wurde, wurde der Offizier von Kameraden in Zivil verhaftet.

— Eine sehr schwierige Frage hat der nordamerikanische Konsul an den Verkehrsminister gerichtet. Er möchte nämlich sämtliche Publikationen über den Bau, der Erhaltung und Ausbesserung von Straßen haben, die von diesem Ministerium ausgeführt wurden. Nun weiß alle Welt, daß wir keine Straßen

CASA LUCULLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u Thee-Handlung
Caixa postal 740 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

besitzen, wenn man von den wenigen innerhalb des Bundesdistrikts belegenen, etwa der nach Gavea, absieht, und daß die Vernachlässigung des Straßenbaues eines der peinlichsten Kapitel in der an Fehlern und Unterlassungen so reicher Geschichte unseres Verkehrswesens ist. Was wird der Minister erwidern? Wird er die Wahrheit sagen oder wird er mit phantastischen Zahlen aufwärts, nach berühmten Mustern?

Rio, Sonnabend, den 29. Juli.

— Eine ausgezeichnete Erfindung hat Herr Dr. Ennes de Souza gemacht, der seit langen Jahren Lehrer der Metallurgie an dem hiesigen Polytechnikum ist. Herr Ennes de Souza — er hat, nebenbei bemerkt, seine fachmännische Ausbildung auf der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen erhalten — beschäftigte sich schon lange mit dem Problem der Verminderung der Stoßkraft bei Zusammenstößen. Bekanntlich haben alle bisher gebräuchlichen Puffervorrichtungen den Nachteil, daß sie den Stoß zurückgeben, anstatt ihn zu absorbieren und abzuleiten. Gerade diese Eigenschaften aber sind es, durch die sich der „Parachoque Ennes de Souza“ auszeichnet. Er besteht aus spiralig gewundenen Bleiröhren, die mit Wasser gefüllt sind. Innerhalb des Hohlraums der Spirale befinden sich Bleikörper, die Luft enthalten. Die Versuche haben ergeben, daß die neue Puffervorrichtung, die im Grunde genommen eine so einfache Lösung ist wie die des Columbus mit dem berühmten Ei, geradezu erstaunlich wirkt. Auf der Werft des Lloyd Brasileiro z. B. ließ man ein 1325 Kilo schweres Eisengewicht aus einer Höhe von 16 Meter auf einen Stapel Bretter herabsausen, die durch einen „Parachoque Ennes de Souza“ geschützt waren. Die Bretter blieben völlig unbeschädigt, das Experiment wurde später im Marinearsenal mit einem Gewicht von 1504 Kilo bei einer Höhe von 14 Meter wiederholt, und zwar mit gleichem Erfolge. Die Marineverwaltung ließ auch ein mit 8 Matrosen bemanntes und mit dem Souzaschen Puffer ausgerüstetes Boot mit aller Kraft wider die Kaimauer rudern, ohne daß das Boot irgendwelchen Schaden erlitt. Ebenso fielen Versuche mit mächtigen Wilsonschen Dampfhämmern und mit Güterwagen der Zentralbahn aus. Wie groß der Druck ist, den die Puffer aushalten müssen, kann man daraus ermessen, daß das Wasser in Staubform aus den Bleiröhren gepreßt wird. Die Zentralbahnverwaltung hat daher bereits alle Prellböcke auf dem hiesigen Hauptbahnhof mit der neuen Vorrichtung versehen lassen. Auch viele ihrer Maschinen und Wagen sind schon damit ausgerüstet worden. Natürlich ist die Erfindung auch wichtig für die Sicherung von Automobilen und von Personen- und Lastaufzügen. Für diesen letzten Zweck hat sie bereits Verwendung gefunden im Kriegs- und im Landwirtschaftsministerium, im Stadttheater, im Obersten Bundesgericht, im Ingenieurklub, im Hause Guinlé & Co., im Gebäude des „Paiz“, im Hotel Avenida usw. In einem dieser Gebäude hat sie auch

schon das Leben von vier Personen gerettet, die mit einem Fahrstuhl, dessen Bremse versagte, in die Tiefe sausten und ihr letztes Stündlein gekommen glaubten. Herr Emes de Souza will jetzt einen besonders leichten Typ konstruieren, der bei Flugzeugen Verwendung finden soll. Die Herstellung und den Vertrieb der ebenso einfachen wie vortrefflichen Erfindung, auf die wir hiermit die Aufmerksamkeit der Interessenten lenken, haben die Herren Borlido Maia & Co., Rua do Rosario 55 bis 58, übernommen.

Rio, Montag, den 31. Juli

Auf unserem Hauptpostamt hat sich am Sonntag nachmittag gegen 3 Uhr ein geradezu unglaublicher Vorfall ereignet. Eine in der Rua do Theatro wohnende Dame begab sich an den Schalter, der zur Auszahlung von Postanweisungen bestimmt ist, um einen Geldbetrag in Empfang zu nehmen. Als der Schalterbeamte ihr das Geld ausgezahlt hatte, machte er ihr unsittliche Anträge, auf die sie ihm die gebührende Antwort gab. Das erboste den trefflichen Beamten derart, daß er aufsprang und der Dame ein paar Ohrfeigen versetzte! Seine Kollegen kamen der Mißhandelten zu Hilfe, worauf der Held die Flucht ergriff. Der Postdirektor versprach, den Schuldigen zu bestrafen, und auch der Polizei wurde Anzeige erstattet. Aber nach früheren Erfahrungen, die gerade mit diesem Beamten gemacht wurden, wird die Untersuchung im Sande verlaufen. Der rüde Patron ist nämlich ein Schulbeispiel für die Erfolge, die unsere sogenannte Erziehung im Verein mit unserem System politischer Protektion zeitigt. Er ist der Sohn eines angesehenen Mannes und erfreut sich ausgezeichnete Protektion. Schon vor Jahren verschuldete er den Tod eines Schülers der Kriegsakademie, dessen Braut er entehrt hatte. Dann trat er als Postbeamter ein. Als solcher griff er einen Arzt, der wegen einer Dienstangelegenheit die betreffende Abteilung betrat, tätlich an. Auch damals wurde eine Untersuchung eröffnet, aber die Protektion sorgte dafür, daß sie nicht zu Ende geführt wurde. Daher haben wir auch jetzt kein Vertrauen in der Gerechtigkeit unserer Behörden. Mehr und mehr sieht das Publikum sich auch in den großen Zentren des nationalen Lebens genau so wie im hintersten Sertão auf den Selbstschutz angewiesen. Das Hauptpostamt z. B. empfiehlt es sich unter den obwaltenden Umständen nur noch mit geladenem Revolver in der Tasche zu betreten, denn ein sicherer Schuß scheint der einzige Schutz und die einzige Sülme zu sein, die der Nichtprotegierte noch haben kann. Wahrhaftig, es ist weit gekommen mit uns in den letzten zwanzig Jahren!

Der Bundespräsident hat im letzten Ministerrat den Antrag des Marineministers, Vizeadmirals Marquez de Leão, ihn in den Ruhestand zu versetzen, abgelehnt, um dem Minister, der die für Vizeadmirale vorgeschriebene Altersgrenze noch nicht erreicht hat, einen Beweis seines Vertrauens zu geben. In ursächlichem Zusammenhang mit diesem Entschluß des Marschalls Hermes scheint das Gesuch des Kontreadmirals Belfort Vieira zu stehen, der gebeten hat, ihn aus Gesundheitsrücksichten von dem Kommando des Panzergeschwaders zu entbinden. Hr. Belfort Vieira wurde bekanntlich ganz allgemein als der Nachfolger des jetzigen Marineministers bezeichnet, und zwar sollte der Wechsel alsbald nach

der Rückkehr des Präsidenten von Bahia stattfinden. Es scheint also, als ob der neugebackene Admiral die Verzögerung übelnehme, denn auf die Seefahrt oder auf die Diners in Bahia darf man seine erschütterte Gesundheit doch nicht zurückführen. Nebenbei bemerkt gilt Herr Belfort Vieira für einen sehr energischen Mann, dem wohlunterrichtete Kreise die Tätigkeit zutrauen, Ordnung in die Marine zu bringen.

Aus den Bundesstaaten.

Vom 26. Juli.

Rio de Janeiro. Es geht die Rede, daß der Präsident Dr. Oliveira Botelho in der nächsten Zeit schon seinen Posten verlassen und nach Europa abreisen wird, weil er mit verschiedenen politischen Lokalchefs Differenzen hat.

Parana. Die vom Hause Siemens in Ponta Grossa aufgestellte elektrische Kraftmaschine ist die modernste derartiger Anlagen. Sie ist imstande, außer der städtischen Beleuchtung noch 700 Pferdekkräfte für industrielle Zwecke herzugeben, und wird mehrfach für Fabriken und Betriebe aller Art Verwendung finden.

Rio Grande do Sul. Schneefall in Brasilien findet man häufig im Süden; so z. B. herrscht jetzt an verschiedenen Punkten dieses Staates eine Kälte von 5 Grad unter Null.

Die Schauspielerin Giselda Cumeri der jetzt in Porto Alegre gastierenden Kompagnie Lahoz wurde während der vorgestrigen Vorstellung das Opfer eines Gauners, der ihr aus ihrem Zimmer im Hotel Geld und Wertsachen im Betrage von fünf Contos stahl.

Aus Sant' Anna do Livramento werden blutige Vorfälle gemeldet. Sonntag abend machten sich einige junge Leute im Theater den Ulk, später eintretende Personen mit Pfeifen zu empfangen. Am nächsten Tage ließ der Polizeidelegado, Oberst Mammel Antonio Pires, die Burschen vor sein gestrenghes Antlitz zitieren und verhaftete auf der Straße persönlich einen gewissen Isidoro Tavares. Dieser aber leistete Widerstand, und als von beiden Seiten Zuwachs erschien, kam es zu einer großen Rauferei, bei welcher bald Dolche und Revolver in Aktion traten und mehrere Personen schwere Verwundungen davontrugen. Der Polizeichef erhielt 4 Dolch-schläge, sein Zustand ist hoffnungslos. Durch einen Schuß ins Herz wurde sein Adjutant getötet. Isidoro und dessen Vater erhielten ebenfalls Wunden. Die Bevölkerung ist durch diesen Vorfall äußerst aufgereg.

Vom 27. Juli.

Rio de Janeiro. Am Freitag reist der Lehrer der Deutschen Evangelischen Gemeindegemeinschaft in Petropolis, Herr Heinrich Hohensträter, nach Deutschland zurück, da sein Kontrakt abgelaufen ist. Herr Hohensträter hat es verstanden, sich hier allgemeine Achtung zu erwerben, da er nicht nur ein sehr tüchtiger Lehrer ist, der seinen schönen Beruf sehr ernst und gewissenhaft erfüllt, sondern auch als Mensch, in jeder Hinsicht für sich einnahm. Das Scheiden bedauert. Der Nachfolger des Herrn Hohensträter, Herr dieses Herrn wird deshalb innerhalb der Gemeinde lebhaft Wilhelm Haak, wird in dieser Woche mit dem Dampfer „Hohenstaufen“ erwartet.

Minas. Den Anstrengungen der Polizei in Juiz de Fora gelang es endlich, den Verbrecher der falschen Zehnmil-

scheine ausfindig zu machen in der Person des Handlungsreisenden Manuel de Souza Maciel aus Rio. Er wurde dabei ertappt, wie er in einem Zirkus am Largo do Riachuelo dem Billetverkäufer eine falsche Note aufhängen wollte. Andere Personen, namentlich Kaufleute erkannten gleichfalls in ihm den Notenschwindler. Manuel wurde sofort verhaftet und nach Bello Horizonte zur Verfügung des Bundesrichters transportiert.

— Die Firma Bromberg u. Co. in Rio schloß mit der Munizipalkammer in Palmyra, Minas, einen Vertrag über die Errichtung eines Elektrizitätswerkes ab. Die Arbeiten werden sofort beginnen.

Pernambuco. Die Regierung und die Zuckerinteressenten von Pernambuco waren bisher die einzigen Gegner der Zuckervalorisation. Da Pernambuco der größte Produzent in Brasilien ist, scheiterten bisher die Valorisationsbestrebungen. Nimmehr ist es gelungen, die Interessenten in Pernambuco umzustimmen und die Zuckerdelegierten sollen nun zu einer neuen Besprechung zusammentreten. Es dürfte aber schwer halten, nach den bisherigen ergebnislosen Verhandlungen die Vertreter der übrigen Zuckerstaaten zu einer neuen Konferenz zusammenzubekommen.

Vom 28. Juli.

Minas. In Santa Rita de Cassia, nächst Franca, wurde in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch der Polizeidelegat Tenente Adalberto dos Santos ermordet, der aus Bello Horizonte mit einer Spezialmission gekommen war. Die Aufregung in der Bevölkerung ist ungeheuer. Der Präfekt telegraphierte nach Bello Horizonte um schleunige Entsendung eines militärischen Kontingents.

— In Juiz de Fora wurde in den Räumen der Firma Galietti u. Montreuil eine neue Aktien-Gesellschaft gegründet mit der Firma Companhia Fabril de Juiz de Fora. Das Unternehmen will eine ganze Reihe von verschiedenen Industrien betreiben.

Bahia. Die Regierungspartei hat gestern Domingos Guimarães als Kandidaten für den Präsidentenposten aufgestellt.

— Im Innern von Bahia blüht wieder das Banditenwesen. Eine Firma in Bahia erhielt Einzelheiten hierüber. In der Nähe von Mata Veado überfielen die Banditen das Anwesen des Majors Julio Muniz, mißhandelten die Einwohner auf barbarische Weise und raubten 22 Contos Bargeld. Der Frau des Majors gelang es, mit einem Kinde in den Urwald zu entfliehen, wo sie die Nacht verbringen mußte. Das Gesindel begab sich auch, bis an die Zähne bewaffnet, in die Ortshäfen und machte Einkäufe, natürlich ohne zu zahlen. Die ganze Bevölkerung wird durch die Banditen terrorisiert. Ein Ingenieur, welcher Vorstudien für die Bundesbahn von Bom Jesus nach Tremendal aufzunehmen hat, konnte gar an seinen Bruder in Rio schreiben: „Auf der Reise von Machado Portella nach Bom Jesus dos Meiras kamen wir durch Gebiete, wo kurz vorher wahre Schlachten, Erstürmungen von Fazenden etc. stattfanden. Ein großer Teil derselben ist vollständig verlassen und zerstört.“

Matto Grosso. Der Präsident Joaquim Augusto Costa Marques wird durch Vertrag Paulistaner Polizeioffiziere zur Reorganisation des Polizeiwesens in Matto Grosso gewinnen. Der Polizeichef Dr. Octavio Costa Marques ist bereits ermächtigt worden, mit der Staatsregierung von S. Paulo in Verhandlungen zu treten. Ferner werden in Cuyaba zwei Staatssekretariate errichtet, um die Geschäfte zur Entwicklung und Förderung der Staatsinteressen

zu vereinfachen und zu beschleunigen. Präsident Costa Marques ist in S. Paulo erzogen worden und ist in der Lage, die Verhältnisse im Staate S. Paulo genau mit denen von Matto Grosso vergleichen zu können.

Parana. Die Eisenbahnverbindung zwischen S. Paulo und Ponta Grossa durch die S. Paulo—Rio Grande- und durch die Sorocabaua-Bahn haben Handel und Verkehr von Ponta Grossa sehr gehoben. Hierzu kommt noch, daß von Ponta Grossa aus große Eisenbahnen nach dem Westen zu gebaut werden. Die Steuerzahlen, insbesondere die Einnahmen aus der Gewerbesteuer nehmen denn auch einen ganz ungeahnten Aufschwung.

Vom 29. Juli.

Rio de Janeiro. In der Hauptstadt Nitheroy wurde gestern nachmittag durch einen Wagen der Straßenbahnlinie nach S. Lourenco das 4-jährige Töchterchen eines Arbeiters namens Antonio Dutra überfahren und getötet. Die erbitterte Bevölkerung versuchte den schuldigen Motorführer zu lynchen, diesem gelang es aber, sich in eine Fabrik zu flüchten. Die Wut der Leute richtete sich sodann gegen die Wagen. Drei von ihnen wurden angezündet und verbrannt, sechs weitere schwer beschädigt. Die Polizei mußte energisch einschreiten, um des Aufruhrs Herr zu werden. Die Straßenbahnwagen führen nun Militär mit sich, auch die Feuerwehr hat sich eingefunden, um wenn nötig die erhitzten Gemüther abzukühlen.

Minas. Herr Alfredo de Lima von Bello Horizonte hatte vor kurzer Zeit den Verlust einer Tochter zu beklagen, die durch Selbstmord aus dem Leben schied. Heute wurde er am Grabhügel seiner Tochter gefunden mit einem tiefen Schnitt im Halse, den er sich selbst beigebracht hatte. Die Blumen, mit denen er das Grab geschmückt hatte, waren rot von Blut. Der Zustand des Herrn Lima ist hoffnungslos. Als die Nachricht von diesem neuen Unglück nach Haase kam, versuchte auch eine zweite Tochter Limas, sich das Leben zu nehmen. Sie wurde jedoch noch rechtzeitig durch Familienangehörige daran gehindert.

Vom 31. Juli

Minas. In Leopoldina starb Herr Dr. Felix Schmidt, der dort das Amt eines Landwirtschaftsinspektors bekleidete. Herr Schmidt stammte aus Juiz de Fora in Minas.

— Der Kapitalist Herr Horacio de Lemos hat von der Staatsregierung für den Bau von drei Schlachthöfen mit Gefrier Einrichtungen im Staate Minas eine Konzession mit verschiedenen Vergünstigungen erhalten. Einer der Schlachthöfe wird voraussichtlich an die Station Bemfica bei Juiz de Fora kommen, da dort große Viehmärkte abgehalten werden.

Espirito Santo. Ein gewisser Bento Baptista trieb sich am Samstag in der Nähe der Zollschuppen in Victoria herum. Der Zollwächter Manuel Luiz de Souza machte ihn aufmerksam, daß dem Publikum der Zutritt verboten sei. Bento zog den Revolver und schoß den Beamten kurzerhand nieder. Es gelang, den Rohling auf frischer Tat festzunehmen.

Parana. Dr. Carlos Westermann legte seine Stelle als Direktor der Parana-Bahn und der S. Paulo-Rio Grande-Bahn nieder. Er bleibt in der Verwaltung der Bahnen lediglich als Vertreter der Brasil Railway Comp.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— Einer deutschen Patrouille gelang es in Deutsch-Südwest-Afrika eine Bande von 70 Hereros mit dem Häuptling Kanjeun gefangen zu nehmen. Beim großen Hereroaufstand i. J. 1904 hat dieser Häuptling drei deutsche Soldaten ermordet.

— Am Sonnabend fanden in Berlin große Volksversammlungen statt, bei welchen deutsche und französische Arbeiterführer zugunsten der Erhaltung des Friedens sprachen. Für die Deutschen sprach der sozialdemokratische Abgeordnete Schmidt, für die Franzosen Jonhouye. Die Versammlungen verliefen würdig. Die Redner enthielten sich aller Ausfälle gegen die deutsche oder französische Regierung.

— Die Nachrichten von einem baldigen Abschluß der Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland sind aus der Luft gegriffen. Im Gegenteil, die Schwierigkeiten sind infolge der Haltung Englands in der vergangenen Woche nur gewachsen, weil die französischen Chauvinisten frischen Mut geschöpft haben.

— In Swinemünde sind sofort nach Ankunft des deutschen Kaisers der Reichskanzler Bethmann-Hollweg und der Staatssekretär des Aeußern Kiderlen-Wächter in Audienz empfangen worden. Die Besprechungen dauern sehr lange und — wie die Telegramme naiv hinzufügen — werden voraussichtlich wichtige Ergebnisse zeitigen. Weil Kiderlen-Wächter natürlich nichts verrät, sind die Kabelnachrichten eben — mehr allgemein. Aus den benachbarten Badeorten sind Tausende von Badegästen nach Swinemünde geeilt, um den historischen Konferenzen wenigstens von ferne mit beizuwohnen.

— Die große Hitze, welche von Nordamerika nach Mitteleuropa insbes. Deutschland hinübergewandert ist, fordert verschiedene Opfer. U. a. kamen in Berlin mehrere Fälle von Sonnenstich vor.

— Am Samstag fuhr der Kaiser eine halbe Stunde nach der Ankunft des Reichskanzlers und des Staatssekretärs Kiderlen-Wächter samt Gefolge nach Heringsdorf.

— Die „Frankfurter Zeitung“ berichtet aus Berlin, daß man dort nicht an einen schnellen Abschluß der Verhandlungen über Agadir, Kongo u. a. glaubt. Deutschland will sich in friedlicher Weise vollständig über die ganze Streitfrage mit Frankreich auseinandersetzen. Die Politik Bethmanns und Kiderlens findet den vollen Beifall des Kaisers.

— Am Unterrhein fanden Gewitterstürme statt, welche Ueberschwemmungen verursachten. 14 Personen sind ertrunken, 4 wurden vom Blitz erschlagen.

— Ein kanadischer Kreuzer ist bei Cap Sable gescheitert und befindet sich an gefährlicher Stelle.

— Der deutsche Gesandte Baron von Seckendorf in Marokko soll gegenüber Mohamed Gueblas dem marokkanischen Minister des Aeußern erklärt haben, daß der Kommandant des deutschen Kreuzers „Berlin“ von seiner Regierung Auftrag erhalten habe, keine Truppen auszuschiffen. Die gleiche Nachricht kommt aus England, aber nicht aus Berlin, folglich ist Vorsicht geboten.

Oesterreich-Ungarn.

— Im Reichsrat zu Budapest griff der Abgeordnete Justh den alten Kammerpräsidenten Perzel aufs heftigste persönlich an, weshalb ihm dieser seine Zeugen schickte.

— Im Wiener Reichsrat kam das Blutbad bei den Wahlen in Drhobycz zur Sprache. Der Minister des Innern teilte mit, daß er eine Untersuchung angeordnet habe.

— Die Niederlage der Christlichsozialen bei den Wahlen und der Sieg der Deutschfreiheitlichen wurden zum großen Teil durch die Erbitterung des Volkes über die große Fleishteuerung und die Fleischnot hervorgerufen.

Im neugewählten Reichsrat wurde nun eine Resolution gefaßt, in welcher die Regierung um Erhöhung der Fleisch-einfuhr aus Serbien ersucht wird.

— Es bestätigt sich die Meldung, daß es gelungen ist, Triest von der Cholera zu befreien und die Neueinschleppung zu verhüten.

Italien.

— Die Stadt Rom hat die allgemeine Sonntagsruhe und das Verbot der Nacharbeit eingeführt. Nur für ganz wenig Fälle wurden Ausnahmen gestattet. In der römischen Geschäftswelt macht sich wegen der rigorosen Bestimmungen eine große Erregung bemerkbar. Die Bäckereibesitzer faßten in einer stark besuchten Versammlung den Beschluß, an Sonntagen zum Zeichen des Protestes ihre Läden ganz zu schließen. Auch die Charkutiers, die Droguen- und die Weinhandlungen wollen sich diesem Vorgehen anschließen. Der Syndaco von Rom Ernesto Nathan bedroht dagegen diese Geschäftsleute mit Lizenzkassierung wenn sie ihren Plan wirklich ausführen.

— Aus Triest ist in Rom die Nachricht eingetroffen, daß der Hafen und die Stadt Triest wieder cholerafrei sind.

— In Süditalien haben die Stürme der letzten Tage ebenfalls böß gehaust. Die Stadt Vizzini hatte durch Ueberschwemmungen besonders schwer zu leiden. Bis jetzt sind 5 Opfer der Ueberschwemmung bekannt geworden. Auch durch Blitzschlag starben einige Menschen.

— Das Bankhaus Smith stellte am 27. Juli seine Zahlungen ein und bot seinen Gläubigern 60 Prozent ihrer Forderungen. Durch den Konkurs der Bank werden verschiedene Personen und Firmen in Rom und anderen Städten total ruiniert. Die Höhe der Passiven ist noch nicht bekannt, soll aber sehr beträchtlich sein.

— Unter dem sanften Druck der englischen Regierung haben sich die Kohlenminenbesitzer und die streikenden Bergleute geeinigt, sodaß der Streik jetzt beendet ist. Die Einigung bestand darin, daß die Unternehmer die Arbeiterschäfte machen. Die deutschen Gesellschaften, voran die Berliner Lebens-Versicherungsgesellschaft, die Münchener Rückversicherungsgesellschaft und die Preußische Lebens-Versicherungsgesellschaft haben nun die Vermittlung der deutschen Regierung gegen die Enteignung ihres Vermögens angerufen.

— 50 deutsche Studenten, welche die Weltausstellung in Turin sich ansehen wollen, werden von italienischen Studierenden ja sogar dem Rektor der Universität in überschwenglichen Reden gefeiert. Anlässlich des Ausfluges der jungen Leute gab es Verherrlichungen der italienisch-deutschen Freundschaft usw.

— Der Präsident der Turiner Ausstellung wird im Saal der brasilianischen Abteilung zwei große internationale Konzerte veranstalten. Im August und September werden im gleichen Saale von brasilianischen Künstlern 6 weitere Konzerte veranstaltet werden.

Frankreich.

— Die französische Presse behauptet, daß es schlechterdings unmöglich sei, in allen Punkten der Marokkoverhandlungen mit Deutschland zu einem Resultat zu kommen.

— Aus Belfort wird berichtet, daß die Deutschen an der Elsassischen Grenze einen 50 Meter hohen Turm errichtet haben, auf dem sie Fernrohre unterbrachten, so daß ein weites Gebiet auf französischer Seite unter deutscher Beobachtung steht. Uns Deutschen kommen solche Angstmeldungen immer etwas komisch vor. Als ob bei uns mit solchen untauglichen Mitteln gearbeitet würde. Wahrscheinlich handelt es sich um irgend einen Aussichtsturm. Den Kundschaftsdienst würden Fesselballons und der

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommenste Maschine, weil sie aus dem berühmten Schärer Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht.

Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten.

Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-Reinigungs-Maschine dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36

1859

vorzüglich organisierte Nachrichtendienst viel besser besorgen.

— Die Einberufung der deutschen Reservisten wird nun auch aus Nancy gemeldet. Dadurch werden die gleichartigen englischen Meldungen auch nicht glaubhafter.

— Der franz. Ministerrat tagte in Rombouillet unter Vorsitz des Präsidenten Fallières. Hierbei wurde das Oberkommando der französischen Armee neu geregelt. Einem Oberkommandierenden gab es bisher nicht, nur Kommandierende der einzelnen Armeen. Die Oberleitung lag in den Händen der Regierung. Nun ist die Stelle eines Generalstabschefs für das ganze französische Heer geschaffen worden, der im Kriegsfall die oberste Leitung hat. Auf diesen Posten wurde General Joffre berufen. Im Ministerrat gab der Minister des Aeußern Justin de Selves die Erklärung ab, daß die Verhandlungen mit Deutschland in normaler Weise fortschreiten. Dann gab es einen friedlichen Diskurs über die Fleischnot. Wie ein Rückzugsgefecht hören sich die weiteren Meldungen aus Paris an: Deutschland hat jetzt weitere Forderungen aufgestellt, die über alles Maß hinausgehen und einfach unannehmbar sind. Frankreich trifft alle Vorbereitungen zur Mobilisierung seiner Land- und Seemacht usw. Auch in Paris sollen bestimmte Nachrichten eingetroffen sein, daß Deutschland umfangreiche militärische Vorbereitungen trifft und seine Reservisten zu den Waffen gerufen hat.

England.

— Aus Auckland ist in London die Nachricht eingetroffen, daß der nordamerikanische Dampfer Puritan Schiffbruch gelitten hat. Zehn Passagiere sind verschollen, wahrscheinlich ertrunken. — Deutsche Schiffe gehen auch manchmal unter, gewöhnlich aber liest man, daß die Mannschaft alles daran setzt, auch das eigene Leben, um die Passagiere zu retten. Uns ist kein Fall bekannt, daß deutsche Schiffsmannschaft zuerst sich rettete und die Passagiere

ihrem Schicksal überließ.

— Das Kohlenschiff „John Irving“ ist bei Halifax untergegangen. Von der Besatzung ist nur 1 Mann gerettet, die 10 übrigen ertranken.

— Der englische Botschafter in Paris Sir Francis Batie wurde gestern von König Georg in Audienz empfangen. Im Unterhause erklärte Asquith, daß England an den Verhandlungen in Berlin zwischen Kiderlen-Wächter und dem französischen Botschafter nicht teilnehme. England wünsche nur eine für beide Teile ehrenvolle Erledigung des Streitfalles. Der Zeitpunkt sei nicht geeignet auf Einzelheiten einzugehen oder den Ursachen des Konfliktes nachzugehen. Hierbei müßte die Schuld des einen oder des anderen Teiles untersucht werden. Das könne aber den Ernst und die Schwierigkeit der Lage nur verschlimmern. England habe niemals die Verhandlungen der beiden Mächte stören wollen. Allerdings habe sie von Anfang an in Berlin erklärt, daß England intervenieren werde, wenn die Erledigung des Streitfalles sich lange hinziehen würde. Denn es sei Recht und Pflicht Englands die ständige Gefahr für den europäischen Frieden zu beseitigen, welche in der andauernden Unsicherheit über den Ausgang so ernster Verhandlungen liege.

Spanien.

— Meldungen aus Lissabon sagen, daß dort eine große Demonstration gegen die Republik und zugunsten der Monarchie stattgefunden habe. Die Polizei mußte mit Gewalt einschreiten, um der Bewegung Herr zu werden.

— Ein geisteskranker Franzose suchte gestern in Larache, Marokko, einer spanischen Schildwache hinterrücks die verderbenbringende Waffe zu entreißen. Er war nur mit einem Nachthemd bekleidet, aus welchem Grunde er von dem wachhabenden Offizier für einen Mauren gehalten wurde. Dieser schoß auf ihn und traf ihn in den Oberschenkel. Sowohl das französische als auch das spanische Konsulat legen dem Fall keine Bedeutung bei, trotzdem berichteten sie ihren Regierungen darüber.

Portugal.

— Der neue Nationalrat in Lissabon schaffte gestern die Todesstrafe und alle Körperstrafen „für alle Zeiten“ ab.

Ich will Ihnen helfen sich selbst zu kurieren von Nieren-, Blasen- oder Rheumatismusleiden, Frei.

Ich will Ihnen eine freie Behandlung senden und Ihnen einfache Anweisungen geben, wie Sie sich selbst zu Hause heilen, kostenlos. Schreiben Sie mir heute.

Damit alle diejenigen, die Beschwerden von Nierenleiden, Blasenleiden und Rheumatismus haben, sich kostenlos überzeugen können, dass endlich eine wirkliche zuverlässige Kur gegen diese Krankheiten erfunden ist, will ich jedem Opfer dieser Leiden eine freie Behandlung und solche einfache Anweisungen senden, dass ein jeder sich selbst zu Hause heilen kann, frei. Ich berechne Ihnen nichts, Sie brauchen mir nur einen Brief zu schreiben der mir Ihre Beschwerden auseinandersetzt und mir sagt, wie Sie sich fühlen und ich werde tun, wie ich es verspreche.

Freie Behandlungen zu geben ist die beste Weise, meine Ansprüche zu beweisen. Ich trage die Unkosten. Sie brauchen nur meine Behandlung wie vorgeschrieben zu nehmen und Sie werden erfahren, dass ich Sie heilen kann. Sie werden mir nichts schulden, weder jetzt noch später, wenn geheilt. Es ist mein Geschenk an tausende von Harnsäureleidenden und ich möchte, dass alle hiervon profitieren. Ich habe mein Leben der Heilung dieser Krankheiten gewidmet. Ich bin in der Lage Ihnen helfen zu können und meine Hilfe wird Ihnen nichts kosten.

Schreiben Sie mir heute einen Brief, Ihren Zustand in einigen Worten beschreibend und ich werde Ihnen hierfür die freie Behandlung senden. Einige der hauptsächlichsten Nieren-, Blasen- und Rheumatismusleiden sind

1. Rückenschmerzen
2. Zu häufiges Verlangen zu urinieren.
3. Brennen oder Hemmung des Urius.
4. Schmerzen oder Wundheit in der Blase.
5. Vorsteherdrüsenentzündung. (Prostataleiden).
6. Gas oder Schmerzen im Magen.
7. Allgemeine Erschlaffung, Schwäche, Schwindel.



Dr. Lynott.

8. Schmerzen und Wundheit unter den rechten Rippen
9. Geschwulst in irgend einem Teile des Körpers.
10. Verstopfung und Leberleiden.
11. Herzklopfen oder Schmerzen unter dem Herzen.
12. Schmerzen in den Hüften.
13. Schmerzen im Genick und Kopf.
14. Schmerzen oder Wundheit in den Nieren.
15. Schmerzen oder Geschwulst in den Gelenken.
16. Schmerzen oder Geschwulst in den Muskeln.
17. Schmerzen und Wundheit in den Nerven
18. Akuter oder chronischer Rheumatismus.

Sie können Ihren Zustand in Ihrer Weise beschreiben oder die Nummer der Beschwerden auf dem Coupon angeben und mir diesen einsenden und die Behandlung wird Ihnen gleich zugesandt. Meine Adresse ist Dr. T. Frank Lynott, 710 Occidental Building, Chicago, Ill.

Ich frage nicht nach Ihrem Gelde. Ich verlange nur das Vorrecht, dem

Kranken zu beweisen, dass ich Nieren-, Blasen- und Rheumatismusleiden heilen kann und will, in einfacher, wissenschaftlicher, schmerzloser Weise und dass ich Rückenschmerzen kurieren kann. Ich bin erfolgreich bei alt und jung, solchen die erst krank geworden sind und solchen die seit Jahren leiden.

Da ich nicht nach Geld frage, schreiben Sie mir gleich heute und Sie werden staunen zu sehen, wie leicht es ist, geheilt zu werden, wenn Ihnen die richtige Medizin, deren Echtheit von der Regierung geschätzt ist, gesandt wird und wenn Ihnen ein Arzt den rechten Rat gibt. Ich werde Ihnen die richtige Medizin geben und den rechten Rat erteilen und berechne Ihnen garnichts, schreiben Sie darum gleich heute.

Schreiben Sie mir einen Brief oder senden Sie mir den Coupon, oder tun Sie beides.

Dr. T. Frank Lynott,
710 Occidental Bld., Chicago, Ill.

Ich bemerke die Beschwerden Nummer

(Schreiben Sie hier die Nummer Ihres Leidens hin.)

Ich werde Ihnen dankbar für eine freie Behandlung sein und für irgend welchen Rat und Anweisungen, die Sie für die Heilung meines Falles nötig halten. Mein Alter ist

Adressieren Sie bitte

(Schreiben Sie Ihre Adresse bitte recht deutlich; oder schreiben Sie Ihre Adresse auf ein Stück Papier und heften dies an den Coupon.)

— Ein Liebespaar machte in der Serra do Monsonho seinem Leben durch Erschießen ein Ende. Die beiderseitigen Eltern gaben die Erlaubnis zur Heirat nicht her, weshalb die jungen Leute in ihrer Verzweiflung zu dem törichtesten Entschluß kamen.

— In Lissabon sind einige verdächtige Fälle von plötzlichen Erkrankungen eingetreten. Ein Herr Misalva do Valle macht darauf in den Zeitungen aufmerksam. Es handelt sich wohl um Cholera, weshalb auch Brasilien daran Interesse nehmen muß.

— In Maia bei Porto tötete ein von seiner Familie getrennt lebender Mann namens José Ribeiro seine Tochter und seine Frau.

— Die Verhaftungen der Monarchisten, die Beschlagnahmen von Waffen, Truppenbewegungen an der spanischen Grenze, dauern fort.

Vereinigte Staaten.

— Bei Augusta im Staate Maine stießen zwei Züge zusammen. 15 Personen sind tot, 20 verwundet.

— Die unsicheren Zustände, welche die Revolution in der Negerrepublik Haiti mit sich gebracht hat, veranlaßten die Regierung der Vereinigten Staaten ein weiteres Kriegsschiff nach Port-au-Prince zu senden, sodaß jetzt 5 Schiffe an der Küste von Haiti ankern.

Argentinien.

— Die Navigazione Italiana wird vom Oktober ds. Js. an ihre Fahrten nach Südamerika verdoppeln.

— Der Expräsident von Paraguay ist ganz plötzlich aus Buenos Aires verschwunden, ohne daß man wüßte wohin er gegangen ist. Der Minister des Innern Indalecio Gomes beauftragte nun die Polizei, den Aufenthalt des abenteuerlichen Staatsmannes von Paraguay ausfindig zu machen.

Feuilleton

Maria da Gaza.

Roman von Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

XI.

Am Morgen noch des Tages, an dem die lebenden Bilder stattfinden sollten, mußte Regierungsrat von Lindstedt absagen. Die Frau seines Hauswirtes, seines direkten Vorgesetzten war hoffnungslos erkrankt, und man konnte aus Rücksicht für die Sterbende nicht im Stockwerk darüber ein geräuschvolles Fest abhalten. Verschohen durfte der Abend jedoch nicht werden wegen der vorgerückten Jahreszeit. Da nun sich aber alle Mitwirkenden kostspielige Kostüme angeschafft, die sie nicht verlieren wollten, so kam der Regierungsrat auf den Gedanken, Herrn da Caza vorzuschlagen, die Bilder bei sich stellen zu lassen. Er wußte, daß kein Haus dazu geeignet war wie die Villa da Caza, wo mehr Raum zur Verfügung stand als bei ihm selbst, wo das Geld nicht die geringste Rolle spielte, und dank dem vorzüglichen Haushofmeister abends ein paar hundert Personen empfangen und bewirtet werden konnten, wenn man es erst mittags erfuhr.

Dazu kamten Cazas fast alle, die bei Lindstedtskehrten, so daß auch daraus keine Schwierigkeiten erwachsen. Eine der wenigen, die nie einen Fuß in die Villa gesetzt, war die Prinzessin Löwengard, der ein Engel in der E-Gruppe zugefallen war. Herr da Caza empfand es als stille Genugtuung, daß auf diese Weise eine Prinzessin sein Haus betrat, denn als nächsten Schritt träumte er davon, der Herzog und die Herzogin von Ortenburg würden auf Besuchsfuß mit ihnen kommen.

„Wenn die Prinzessin einmal heute dagewesen ist, dann wird sie Dir doch hinterher einen Besuch machen müssen!“ sagte er zu seiner Frau. Maria da Caza erschien er trotz alledem nicht schier:

„Und wenn sie nicht kommt? Sie könnte vielleicht bis heute Abend unpäßlich werden!“

Stassingk muß zu ihren Eltern gehen und sich vergewissern. Der kennt sie doch gut.

„Das wird er nicht!“ antwortete sie scharf.

Mit Aufbietung aller Kräfte wurde nun den ganzen Tag in der Villa gearbeitet, um für den Abend alles in Stand zu setzen. Tapezierer und Dekorateurs, Gärtner und Maler waren in Tätigkeit. Peter Stöckl und Stassingk leiteten die Vorbereitungen.

„Bitte, lieber Graf, tun Sie, was Sie für nötig halten in meinem Haus. Es steht Ihnen alles zur Verfügung. Ich möchte, daß unser Fest etwas ganz Besonderes wird. Die Kosten spielen absolut keine Rolle, lieber Graf!“ sagte Herr da Caza zu Stassingk in nachlässig gleichgültigem Tone, als wollte er schon dadurch andeuten, daß ihn das Geld nicht berühre. Im großen Salon ward an der Rückwand eine Art von Bühne aufgeschlagen, zu der man von hinten durch zwei Türen gelangen konnte. Um alles wie ein Bild erscheinen zu lassen, war die Oeffnung der Bühne zu den Zuschauern, wenn der Vorhang nach den Seiten zurückgefallen, mit lebenden Blumen rahmenartig umflochten. Die Möbel wurden in die übrigen Räume verteilt, nur Stühle und Sessel blieben stehen, zu denen aus anderen Räumen noch eine Anzahl getan ward. Ueberall wurde elektrisches Licht angebracht, rechts und links in den Kulissen hatte man Reflektoren aufgestellt.

Das ganze Haus war mit Blumen, Palmen, Ziergewächsen ausgeschmückt. Ein Zeltgang führte bis an die Tiergartenstraße, so daß die Wagen nicht in den zum Um-

wenden so vieler Gefährte etwas engen Hof zu fahren brauchten.

Maria da Caza beobachtete Stassingk den ganzen Tag hindurch, wie er seine Anordnungen traf. Wenn sie allein waren, ergriff er schnell ihre Hand, sie zu küssen, nur eine Sekunde, dann ging er wieder an die Arbeit. Sie fand Neues an ihm, denn sie hatte eigentlich gemeint, er würde sich nicht ernstlich um solche Dinge kümmern. Die Urteile hielt sie zusammen, die sie hier und dort über ihn gehört, daß er oberflächlich sei und leicht, abschweifend und nicht fähig, bei einer Sache zu bleiben. Sie lachte darüber. Nie hatte sie es geglaubt, schon damals, als sie Peter Stöckls Bild „Müde“ nicht verstanden und er es ihr erklärt — schon damals wußte sie, daß er nicht so war, wie ihn die Menschen fanden. Es war ihr ein beseligendes Gefühl, ihn besser zu kennen als die anderen, die einzige zu sein, die tiefer schaute.

Eine Stunde, ehe die Gäste kamen, ging Maria da Caza noch einmal mit Stassingk durch das ganze Haus. Peter Stöckl blieb im großen Salon. Er sprach schon seit dem Nachmittag kein Wort mehr, sondern war, ohne aufzusehen, bei der Arbeit. Zum Drapieren hatte er Teppiche und Schals ausgesucht, Gobelins und Vorhänge jeder Art, Stickereien und Gewänder, mit denen er Wände und Bühne kleidete. Immer wieder wechselte er noch einzelnes um, stimmte die Farben anders, ersann neue Faltenfall und probte die elektrische Beleuchtung.

„Mit Peter Stöckl ist nicht viel zu reden, sobald er einmal arbeitet!“ sagte Stassingk leise zu Maria, während sie das ernste, versonnene Gesicht des jungen Malers betrachteten, für den es nichts weiter gab als seine Arbeit. Stassingk dagegen lachte iröhlich, und seine blauen Augen schienen halb mitleidsvoll, halb voll Lebensfreude zu sagen: Wie kann man nur diesen Scherz, dieses kleine Vergnügen wie eine schwere Pflicht auffassen.

Maria da Caza zog ihn fort, durch das Springbrunnenzimmer, das Rennzimmer, die Bibliothek in ihr weißes Boudoir. Sie blickte sich um:

„Gott sei Dank — nichts verändert!“ „Ich fürchtete schon, auch hier hätte alles anders werden sollen!“

„Das wäre eine Sünde! Ich würde es nicht gewagt haben, hier etwas zu ändern, wo das Allerheiligste Marias ist,“ antwortete er, indem er gleich ihr vermied, die zweite Person in der Anrede zu benutzen. Sie mochten sich nicht mehr Sie nennen und scheuten sich vor dem Du.

Nebeneinander durchschritten sie alle Räume. Zum erstenmal raubte ihm das Gefühl die Worte. Er, der sonst immer tausend Redewendungen bei der Hand hatte, die ihm so natürlich geworden waren, daß es keine Verstellung oder Absicht war, wenn er sie anwandte, er schwieg.

Als sie in der Gasserie standen, die, weil der Eßsaal nicht ausreichte, mit Tischen für das Souper bestellt war, wurden die ersten Gäste gemeldet: Mitwirkende, die früher erschienen, um sich anzukleiden. Maria da Caza brachte die Damen zu den als Ankleideräume eingerichteten Hinterzimmern. Die Herren bewillkommnete Herr da Caza, schon tadellos in Frack und weißer Weste, sowie dem kleinen Ordensbändchen im Knopfloch.

Der Regierungsrat war einer der ersten, die gekommen. weil er den Napoleon stellte im ersten Bilde. Er wandte sich sofort zu seinem Wirt:

Denken Sie nur, Caza, was mir alles an diesem Unglückstage passieren muß. Meine Stiefel — die hoben — kamen erst heute an, und — die Schäfte sind zu eng, ich kann es höchstens zehn Minuten drin aushalten.

„Das genügt ja!“ antwortete trocken Herr da Caza, doch der Regierungsrat nahm ihn, während sie nach hinten gingen, vertraulich unter den Arm:

Kolonie Campos Salles!

Schulhauseinweihungsfest

am Montag, den 13. August 1911.

Programm:

11/21 Uhr: Empfang der Gäste auf der Station Cosmopolis durch die Vereinsmitglieder.

12 Uhr: Festeröffnung.

1. Vortrag eines Festprologes, ged. v. J. v. Schleinitz
2. Festrede, gehalten von R. Heinritz, R. d. G.
3. „Deutschland über Alles,“ gesungen v. d. Schulkindern
4. „Gruss an die Heimat,“ Männerquartett.
5. Übergabe der Schule durch Herrn Baumeister an den Schulverein.
6. Entgegennahme und Dank durch den Präsidenten.
7. „Glaube, Liebe, Hoffnung,“ gesungen v. Männerchor.
8. Musikvortrag
9. Gemütliche Unterhaltung durch Schiessen, Kegeln, Kinderspiele, Verlosung etc.

Abends 7 Uhr:

Ball im alten Schulhause.

In neuen Schulhause:

Gemütliche Unterhaltung durch Gesang, komische Vorträge etc.

Alle Freunde von nah und fern sind freundlich eingeladen
N. B. Die Herren Konsuls sind extra eingeladen!

Der Vorstand.

„Na, hören Sie mal, wenn man sich für die Zuschauer opfert, dann will man doch auch was davon haben. Ich wollte eigentlich ruhig den ganzen Abend im Kostüm bleiben . . .“

Allmählich erschienen immer mehr Mitwirkende, dann ward es still. Auch Maria da Caza hatte sich zurückgezogen, um Toilette zu machen. Stassingk warf sich schnell in den Frack, dann lief er noch einmal überall umher, um nachzusehen, daß auch alles fertig wäre, während Herr da Caza ruhig in seinem Zimmer saß und den „Rennkalender“ studierte. Bis zum letzten Augenblick hämmerte, drapierte, stellte, beleuchtete Peter Stöckl. Erst, als schon die Wagen vorfahren, war er fertig.

Maria da Caza brauchte nur kurze Zeit, um sich anzukleiden, und erschien nach wenigen Minuten sorgsamer frisiert und besser angezogen, als alle anderen. Sie trug ein ausgeschnittenes, weißes Seidenkleid mit weiten, gelben Sammetärmeln, ihr großes Diamantdiadem im schwarzen Haar. Die Herren sagten sich, wie es gewöhnlichs zu gehen pflegte:

„So schön hat Maria da Caza noch nie ausgesehen.“

Eine der ersten, die eintrat, war Prinzessin Löwengard. Baronin Lennen begleitete sie. Maria ging ihr entgegen und sprach herzlich, denn jedes Gefühl der Eifersucht war ihr entschwunden:

„Es freut mich sehr, Durchlaucht, Sie bei mir zu sehen.“

„Ich hatte keine Zeit mehr, Sie zu besuchen!“ entgegnete die Prinzessin, und fügte, während Maria da Caza mit ihr ging, um sie schnell in ein Zimmer zum Ankleiden zu bringen, weil immer mehr Gäste kamen, warm hinzu:

„Aber ich werde es so bald als möglich nachholen.“

„Schreiben Sie mir dann eine Zeile, damit ich da bin.“

„Sehr gern, denn natürlich wird mich meine Mutter zu Ihnen bringen!“

Sie schiedens mit einem Händedruck.

Der große Salon war nun ganz voll Menschen. Die Damen in glänzenden, ausgeschnittenen Kleidern, mit Schmuck an Brust und Haar, die Herren im Gesellschaftsanzug, die Ordenskette im Knopfloch oder einem Chrysanthemum dort, wo sich keine Auszeichnung hatte einfinden wollen.

Frau Horn befand sich in fieberhafter Aufregung. Sie fragte Maria da Caza nun schon zum zweiten Male:

„Also Sie kommen als Maria Stuart und als Carmen?“

Graf Stassingk hatte hinter Maria gestanden. Er tat ganz erstaunt:

„Ach, gnädige Frau, woher wissen Sie denn das?“

Sofort wandte sie sich ihm zu und bestürmte ihn mit Fragen:

„Herr Graf, wer ist denn der Partner von unserer Freundin Maria da Caza? Ist es wahr, daß Herr von Lindstedt ganz allein in einem Bilde steht? Oder sind Sie es? Wie lange wird's denn dauern? Nein, es ist amüsant so was! Haben Sie denn ein schönes Kostüm?“

Er wußte ihren Wünschen nicht zu entgehen und scherzte sich förmlich verneigend, indem er sie mit großen Augen eine Weile ansah:

„Gnädige Frau, Sie sollten sich einmal im Spiegel sehen. Sie schauen wieder aus heute abend! Es ist nicht zu glauben. Sie werden die ganze Vorführung stören, denn alle Herren müssen nach Ihnen sehen!“

Frau Horn zeigte lachend die schönen Zähne und hob kokett den Fächer vor das Gesicht. Sie wußte nicht recht, wofür sie die schöne Schmeichelei nehmen sollte, aber sie glaubte doch einen Teil davon und antwortete neckisch:

„Herr Graf, das sollte mal mein Mann gehört haben! Nehmen Sie sich ja in acht!“

Dann drohte sie mit dem Fächer. Als Maria da Caza mit Stassingk sofort darauf den Saal verließ und sich draußen von ihm trennte, ehe sie zum Ankleiden ging, sagte sie kurz:

„Warum das der Frau Horn?“

„Es war ja nur ein Scherz!“ entgegnete Stassingk ein wenig erstaunt, mit einem Lächeln auf den Lippen, das jedoch erstarb, als er ihr Antlitz sah, wie sie ihn bittend anblickte. Sie nahm schnell seine Hand:

„Auch nicht im Scherz so etwas.“

„Aber Maria!“

„Es tut mir weh!“

Er küßte eilig ihre schlanke Rechte, indem er innig sprach, wie ein Kind, das gar nicht weiß, was es getan hat:

„Ich will es nicht wieder sagen!“

Herr da Caza bot der alten Baronin Aspern den Arm und führte sie zu einem Fauteuil auf der Mitte der ersten Stuhlreihe vor der Bühne. Die anderen Damen folgten und nahmen Platz. Einzelne ältere Herren setzten sich dazwischen, die jüngeren blieben im Hintergrund stehen oder schoben sich seitwärts vor, längs der Wände, die Peter Stöckl mit Teppichen und Stickereien, Seidentüchern, Priestergewändern, chinesischen Kleidungsstücken, Altardecken, Gobelins und Vorhängen verkleidet hatte, zwischen denen sich Blumengewinde herabranksen und elektrische Rosen blühten.

Man blickte sich um, machte einige Bemerkungen über die Ausstattung des Salons und bewunderte den prachtvollen Blumenrahmen, den Peter Stöckl um die Bühne gezogen. Dann tönte die Glocke, und das Surren und Summen schwieg. Andächtig rückte man sich auf den Stühlen zurecht. Irgendeine Frauenstimme, die ihre Kenntnis verraten wollte, jedoch vergaß, daß man mit dem letzten Buchstaben begann, sagte halblaut, aber man hörte es überall in der plötzlichen Stille:

„Jetzt kommt C.“

Leises Kichern belohnte die Kluge. Herr da Caza lehnte ganz vorn an der Bühne, halb das Gesicht den Zuschauern zugewendet, um denen hinter dem Vorhang Winke geben zu können. Er klingelte zum zweiten Male, und nun wuchs die allgemeine Spannung. Einige hoben sich ein wenig von den Sitzen. Ein Marsch ward von einem unsichtbaren Orchester gespielt: die Schuhmannsche Komposition der beiden Grenadiere von Heine erklang, und wie die Musik an die Stelle kam: „Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab“, verlöschten die Lichter, und der Vorhang

fiel — statt sich zu teilen oder zu steigen — mit einem Schlage zu Boden, so daß plötzlich das Bild sichtbar ward.

In der Mitte der Bühne stand, finster sinnend, den Blick vor sich hin gerichtet, in der historischen Uniform mit hohen Stiefeln, grünem Rock und Dreimaster, in der rechten Hand das kurze Fernglas: Napoleon der Erste.

Ein Beifallssturm erscholl, der den Regierungsrat beinahe dazu verleitet hatte, sich als Napoleon zu verneigen. Rechtzeitig besann er sich noch und blieb stehen. Und nun, wo sich die Augen an den jähen Lichtwechsel gewöhnt hatten, erkannte man erst, daß die Bühne, matt beleuchtet, ein Schlachtfeld darstellte, mit brennenden Ortschaften, und ein paar Gefallenen. Ein Verwundeter, auf den einen Arm in liegender Haltung gestützt, erhob drohend den anderen gegen Napoleon.

Das Bild blieb eine Weile sichtbar, dann rauschte von den Seiten her ein Vorhang in Falten darüber zusammen. Schüchtern Beifall klang, der jedoch bald wuchs, so daß sich die Gruppe ein zweites Mal zeigte. Ein paar leise Bemerkungen fielen unter den Zuschauern. Jemand deutete auf den Gefallenen mit dem drohend gereckten Arm: Das ist ja der Herr Boljén von Boljena!

Rittmeister Hendrich neigte sich zu Frau Charrier:

„Wissen Sie, gnädige Frau, weshalb Regierungsrat Napoleon so finster vor sich hinblickt?“

„Nun?“

„Weil er noch immer keinen Witz gefunden hat, den er heute abend kolportieren könnte.“

Der Vorhang hatte sich wieder geschlossen. Es begann das Erraten des ersten Buchstabens. Ein paar Damen sagten sehr stolz N, die Herren jedoch taten, als hätten sie keine Ahnung. Die kleine Gräfin Selbstott, die in keinem der Bilder stand, lachte laut auf über die verschiedenen Buchstaben, die ihr Rittmeister Hendrich mit ernster Miene vorschlug:

„Was meinen Sie zu B — Bonaparte, gnädige Gräfin, oder zu S — Schlachtfeld — Schlachtenkaiser, oder zu D — Drohung wegen des Ritters Boljén von Boljena?“

Sie erwiderte ebenso ernst:

„N kann es wohl nicht sein. Napoleon wäre zu gesucht. Man muß immer das Nächstliegende wählen.“

Wieder verlöschte das Licht im Saal, süße Geigenmusik tönte, eine Harfe klang, der Vorhang sank zu Boden. Eine rosige Himmelslandschaft erschien in blendender Helle. Im Vordergrund rechts kniete ein Engel mit gefalteten Händen: die Prinzessin, und ringsum, terrassenförmig erhoben, lagerten Engel in weißen Gewändern mit großen Flügeln und langen Locken in süßem Schlaf.

Ein allgemeines Ah ging durch die Zuschauer, und langanhaltender Beifall ließ den Vorhang sich nochmals öffnen. Das Bild war so schön, daß man es immer wieder sehen wollte. Prinzessin Löwengard schaute hübsch aus in ihrer langgelösten, blonden Haarflut, mit dem Blick nach oben. Rittmeister Hendrich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Ein molliger Engel!“ wofür ihn Frau Horn halb verschämt anblickte.

Herr da Caza stand noch immer vorn am Vorhang. Er klatschte mit besonderer Absicht Beifall, indem er ein paar mal sagte, so laut, daß es die Engel hören mußten:

„Prinzessin Löwengard, bravo! Großartig. Durchlaucht! Wunderschön! Wunderschön!“

Während draußen das Publikum wieder den Buchstaben zu raten vorgab, erhob sich Prinzessin Löwengard aus ihrer knieenden Stellung und ging seitwärts in die Kulisse. Mit den Blicken suchte sie Stassingk, um ein Wort des Beifalls von ihm zu erhaschen. Doch er war noch in seinem Garderobenzimmer, und sie schritt verstimmt da-

von. Herr da Caza kam nun auf die Bühne: das Bild, in dem seine Frau stand, versetzte ihn in einige Aufregung. Unruhig lief er auf der Bühne auf und ab, die eben vom Engelaufbau gesäubert ward.

„Nun, waren meine Engel nicht schön?“ fragte schmunzelnd die Hände reibend Professor Charrier.

„Ihre beiden Fräulein Töchter und Prinzessin Löwengard sahen sehr gut aus, Herr Professor.“

Der Professor, der gern Schmeichelhaftes über seine Töchter hörte, lächelte erfreut, aber die weitere Unterhaltung ward durch Peter Stöckl abgeschnitten. Er beanspruchte die Bühne für sich, die Szenerie für die „Maria Stuart“ herzurichten. Ein Teppich ward gelegt, und der Hintergrund durch einen einzigen, großen, prachtvollen Gobelin gebildet. Kein Möbel kam auf die Bühne. Durch die Einfachheit sollte der halb allegorische Vorgang wirken.

Längst war alles hergerichtet, nur Maria Stuart und Leicester erschienen noch immer nicht. Schon begann Herr da Caza in seinem Lampenfieber etwas ungeduldig zu werden, als endlich Stassingk kam. Das helle Seidengewand der Zeit stand ihm vorzüglich, doch niemand achtete mehr auf ihn, denn kurz nach ihm trat Maria Stuart auf die Bühne, ganz in Schwarz mit der Stuartskrause, ein goldenes Kreuzifix in der Hand, im Haar eine Perlenschnur, von der eine einzige, große, ovale, schwarze Perle auf die Stirn herabhing.

Ein paar junge Mädchen, Engel von vorhin, blieben stehen und schauten nach der wundervollen Erscheinung. Die ältere Charrier sagte nur ein paar mal kurz hintereinander:

„Aber, aber, aber!“

Peter Stöckl schlug die Hände zusammen und rief, indem er in seinen heimatlichen Dialekt fiel:

„Jesses noch amol! Is dös a Schönheit! Papier her und an Blei! Wo sind meine Farben!“

Herr da Caza nickte schmunzelnd und verließ schnell die Bühne, um beim Beginn vorn zu sein und die Zuschauer beobachten zu können.

Maria da Caza bemerkte nichts von dem Eindruck, den sie machte, sie betrachtete nur Stassingk und er nur sie. . .

Im Salon, vor dem Vorhang, war große Aufregung: der Regierungsrat hatte es nicht über sich gewinnen können, sich nicht doch in der Nähe zu zeigen, und war, obwohl er wegen der zu engen Schäfte seiner Stiefel kaum einen Schritt tun konnte, in den Zuschauerraum gegangen. Er wurde sofort von allen Seiten umringt, denn jede Dame wollte die Uniform Napoleons besehen und wie Herr von Lindstedt den Schnurrbart weggeschminkt.

Als die alte Baronin Aspern eben den Regierungsrat gefragt hatte, ob es nicht schwierig sei, so lang stillzustehen, weil sie beständig mit dem Knie zitterte, ertönte die Glocke, und eiligst nahmen die Damen Platz, denn es war allgemeines Geheimnis, daß die beiden Bilder, in denen Maria da Caza erschien, das Ereignis des Abends bilden würden. Die Musik spielte einen altenglischen Marsch, der Vorhang fiel und ließ die diesmal nur matt erleuchtete Bühne sehen. In der Mitte hoch aufgerichtet stand in königlicher Haltung Maria Stuart und blickte auf Leicester, der sich ein Stück von ihr in verlegener halber Verbeugung hielt, mit der einen Hand den Degengriff umklammernd, die andere geöffnet und gestrafften Armes zur Seite gestreckt, als wolle er sagen: „Ich kann nicht anders.“ Die Königin aber hatte einen hoheitsvollen, mitleidigen Zug und streifte den schönen Schwächling an ihrer Seite mit einem Blick unendlicher Trauer.

„Bravo, bravo! Das ist ja großartig!“ klang es von allen wieder öffnete, brach ein Sturm des Beifalls los. Die Zuschauer. Alles klatschte, ehe sich der Vorhang geschlossen. Als er nun zusammengefallen war und sich nicht sofort

„FAMA“

-Asbestfussboden, ohne Fugen, garantiert leuersicher, wasserundurchlässig und sehr widerstandsfähig, gegen Kälte und Hitze indifferent. Seit vielen Jahren vorzüglich bewährt und bei den ersten deutschen Behörden eingeführt. Für Krankenhäuser, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser und Fabriken etc. vorzüglich geeignet. Uebertrifft jedes andere Fabrikat!

1. Referenzen! Das Fabrikationsverfahren wird für Brasilien an kapitalkräftige Firmen abgegeben, ferner die Lieferung von fertig gemischtem Material übernommen. **Kunstmarmor**, dem echten täuschend ähnlich, in Platten und in jedem Dessin!
Hannoversche Steinholzfabrik „Fama“ G. m. b. H., Hannover.

schaucen riefen, Damen wie Herren:

„Maria da Caza!“

„Maria Stuart!“

„Stassingk!“

Die beiden oben auf der Bühne standen unbeweglich, nur etwas ließen sie sich gehen, solange der Vorhang geschlossen war. Peter Stöckl, der ihn selbst bediente, rief bloß ein kurzes „Achtung“, ehe er an der Schnur zog, ihn zu öffnen, und sie nahmen wieder ganz genau ihre Haltung ein.

Der Gobelin wirkte so, daß das ganze den Eindruck machte, wie ein altes Gemälde. Das hatte der junge Maler auch beabsichtigt. Rittmeister Hendrich rief seinen Namen, nachdem sich das Bild ein dutzendmal gezeigt, aber er erschien nicht, bis ihn Herr da Caza, der hinter die Kulissen geilt, zwischen Maria Stuart und Leicester schob. Nun, da der Eindruck doch einmal gestört war, verneigten sie sich wie Schauspieler am Aktschluß.

Als sich der Sturm endlich gelegt hatte, rief manden Buchstaben, doch keiner sagte etwas von Maria Stuart, sondern als verstünde es sich ganz von selbst:

„M ist Maria da Caza!“

Die beiden Darsteller stiegen von der Bühne herab, die sofort von dem auf den Erfolg eifersüchtig gewordenen Professor Charrier in Besitz genommen wurde.

Maria da Caza fühlte sich wie berauscht. Es war ihr, als sähe sie nichts um sich herum, mechanisch, fast gleichgültig nahm sie, ein Lächeln um die Lippen, die Hände derer, die Glück wünschten, indem sie allen mit den Worten dankte:

„Herrn Stöckls Verdienst ist es ganz allein, wenn das Bild gefiel!“

Dann eilten sie, um sich den Leuten zu entziehen, in ihr Schlafzimmer, und dort warf sie sich, heftig atmend, in einen Stuhl. Sie erblickte Stassingk immer noch vor sich in seiner spanischen Tracht, die ihm so gut stand. Sie freute sich, wie die Augen der Zuschauer auf ihnen beiden geruht, die nun einmal zusammengesöhrt, wie sie zusammen, ganz allein, auf der Bühne gestanden. Ihre Phantasie ging weiter: sie sah sich mit ihm eins, für das Leben verbunden, und es schien ihr nun wie eine unmögliche Vergangenheit, daß sie einmal Frau da Caza gewesen.

Das Mädchen riß sie aus ihren Träumen:

„Gnädige Frau müssen aber nun ans Umkleiden denken! Es ist längst Zeit. Das nächste Bild steht schon!“

Sie fuhr auf. Lässig ging sie daran, das schwarze Gewand abzulegen, immer noch verträumt, schmückte sie sich als Carmen.

Die beiden nächsten Bilder hatten noch der Maria Stuart schweren Stand. Ein Rennhintergrund, etwas dekorationsmäßig gemalt, und davor eine Gruppe Rennleute wirkte nicht überzeugend, und jede Stimmung wurde genommen, weil die ins Bild Gestellten, wie Herr da Caza, im cover coat und rundem Hut, den mächtigen Krimstecher im gelben Futteral am aufgerollten Riemen in der Hand, dann Graf Selbotten, Leutnant von Remer, Mister Easby im Dreß, Rittmeister Hendrich die Aufmerksamkeit des Publikums nur

aus Neugierde auf sich zogen, indem man sich freute, sie „erkennen“ zu können.

Peter Stöckl meinte spöttisch:

„Der gute Professor verwechselt wieder einmal Reporterinteresse mit Kunst.“

Das A brachte eine Sennhütte mit Gebirgshintergrund, vorn ein Alpenfex und eine Sennerin. Die Musik spielte mit Zitherbegleitung: „Auf der Alm da gibt's ka Sünd!“ und Peter Stöckl brummte:

„Jesses, hat sich der Fex die Knie' schön g'waschen! Holdrioi! Alles wie lackiert! Holdrioi!“

Aber bei den Zuschauern fand das Bild großen Beifall. Eigentlich war dem Regierungsrat der Bergfex angetragen, doch er hatte sich nach seiner ernsten Rolle als Napoleon nicht komisch zeien gewollt. Er war immer von einer Anzahl Damen umgeben, denen er von Zeit zu Zeit in irgendeiner Ecke auf besonderen Wunsch noch einmal seinen Napoleon stellte. Dabei machte er Propaganda für das letzte Bild, indem er, wenn sich Herr da Caza nicht gerade in der Nähe befand, fragte:

„Wer steht im letzten Bild?“

„Maria da Caza!“ entgegnete man, und er fragte weiter mit verschmitztem Zwinkern:

„Wer mit ihr? Wer kann überhaupt nur mit Maria da Caza zusammen stehen?“

Einige lächelten verständnisinnig. Nur der alte Baron Aspern richtete sich straff auf und antwortete, so daß er nicht mißzuverstehen war:

„Herr Regierungsrat, ein für allemal: ich liebe solche Scherze nicht!“

Dann sprach sich der alte Herr sehr scharf über Herrn von Lindstedt aus. Doch Geheimrat Plötz, ein großer, hagerer, stark vornübergebeugter Mann, als suche er fortwährend etwas mit seinen kurzsichtigen Auglein, der den Regierungsrat aus amtlicher Tätigkeit kannte, sagte mit seinem versöhnenden Wesen:

„Es hat wohl jeder seine Schwäche! Die ist bei unserem braven Lindstedt die Zunge, aber Fähigkeiten hat der Mann: er ist ein ganz vorzüglicher Arbeiter und leistet hervorragende Dienste. Allerdings mag ihm seine Sucht, scharf zu sein und Witze zu machen, später noch einmal hinderlich werden oder das Genick brechen.“

Das Carmenlied erklang, darauf das Lied der Micaela, und endlich „Auf in den Kampf, Torero“. Als dann die Musik wiederum in das Carmenlied übergang, hatten die Zuschauer bereits Platz genommen.

Nun fiel der Vorhang: eine andere Szene zeigte sich, als geprobt war. Peter Stöckl war nicht zufrieden gewesen und hatte es gewagt, noch im letzten Augenblick etwas Neues zu versuchen. Ein mächtiger, türkischer Teppich, an dem Tambourine und spanische Spitzentücher hingen, bildete den Hintergrund. Carmen, im gelben Seidenkleid mit schwarzem Netzüberwurf und spanischer Jacke, saß auf einem Stuhl, die Füße übereinandergeschlagen, die Hände gebunden hinter der Lehne verborgen. Den schönen Kopf mit dem hochfrisierten, schwarzen Haar, in dem der Kamm steckte, hielt sie, wie sie es im Leben oft tat, leicht

hintenüber geneigt. Im Mundwinkel hing ihr lässig eine Zigarette, und den Blick wandte sie gegen José, als trällere sie ihr Liedchen. Unschlüssig stand er daneben, wie es den Anschein hatte, ob er sie festschneiden sollte.

„Das ist ja ganz großartig!“ sagte in der allgemeinen Stille laut der alte Baron Aspern. Ein allgemeiner Beifallsturm brach los. Was an Herren saß, stand auf, um zu klatschen und Bravo zu rufen. Schließlich erhoben sich auch die Damen.

„Bravo! Bravo! Bravo! Bravo! Bravo!“ rief unausgesetzt Rittmeister Hendrich. Bankier Horn sagte einmal über das andere:

„Donnerwetter, das lasse ich mir gefallen!

Frau Charrier äußerte:

„Das ist die Krone des Abends!“ zum großen Aerger und Schrecken des Professors, der sich möglichst laut vernehmen ließ:

„Ja, das ist keine Kunst, wenn man so ein Modell hat.“

Alles geriet ganz außer sich vor Entzücken: die beiden Fräulein Charrier, die kleine Gräfin und ihr Mann, Leutnant von Remer, Ritter Boljén von Boljena, Rittmeister von Vandelow, Frau Horn, Baronin Lennen, Regierungsrat von Lindstedt, Prinzessin Löwenggaard, Herr von Nyvenström riefen immer wieder „Dacapo“, so daß das Bild von neuem erschien. Sogar Mister Easby, sonst für alles vollkommen unempfindlich, was nicht zum Rennen gehörte, äußerte stürmisch seinen Beifall.

Zum Schluß ward wiederum Peter Stöckl gerufen, und dann trat der Regierungsrat zu Herrn da Caza:

„Sagen Sie mal, meinen Sie nicht, es wäre nun das Richtige, wenn dem Publikum offiziell von der Bühne herab die Lösung verkündigt würde? Die Herrschaften haben sich nun die ganze Zeit die Köpfe zerbrochen . . .“

Herr da Caza zuckte die Achseln:

„Ich halte es zwar nicht für nötig, aber am Ende macht es sich ganz gut, wenn jemand ein paar Worte spricht.

Nur von mir darf es nicht verlangt werden. Meine Frau hat sowieso . . . Beifall gefunden . . . da muß ich nicht auch noch . . .“

Sein einziges Auge leuchtete, indem er nach der Bühne sah, wo eben zum zehnten Male die Gruppe erschien. Der Regierungsrat tat, als übernehme er aus reiner Gefälligkeit ein schweres Amt, und fand sich bereit, die Erklärung zu machen. Während er hinter die Kulissen ging, wurden die Darsteller wiederum gerufen. Sie standen nicht mehr, sondern traten vor.

Maria da Caza hatte dankerfüllt eben hinter der Kulisse Peter Stöckl die Hand gegeben und wollte sie nun auch Stassingk reichen. Sie tat es, als sich der Vorhang schon geöffnet, indem sie ihn, ohne sich zu verstellen, mit einem glühenden Blick in die Augen sah. Die Zuschauer wurden Zeugen, wie er ihr die Hand küßte.

Keinem war Marias Blick entgangen.

Graf Selbotten nahm seine Frau beim Arm und flüsterte ihr zu:

„Was soll denn das? . . . Was ist denn das?“

„Ich habe es ihr gesagt!“ erwiderte die kleine Gräfin erschrocken. Da erschien der Regierungsrat auf der Bühne, immer noch als Napoleon, und hielt seine Rede:

„Meine Damen und Herren, falls dieser und jener Buchstabe nicht klar geworden, so erlaube ich mir ein wenig nachzuhelfen. Mit dem letzten Buchstaben haben wir begonnen: das erste Bild bedeutete . . .“

„Napoleon,“ rief jemand, und der Redner fuhr lächelnd fort:

„Allerdings, Napoleon, den ich zu verkörpern die Ehre gehabt habe . . .“

Rittmeister Hendrich sprach halblaut etwas boshaft:

„Und noch habe . . .“

„Sehr richtig — noch habe. Also N. Das zweite Bild, wer könnte daran zweifeln, der die rührenden, süßen Gestalten mit den holden Flügeln, den Lockenköpfchen gesehen und den unschuldsweißen Gewändern? Was alle unsere Damen sind, verkörpern sie: Engel . . . E. Dann folgte die schönste Frau ihrer Zeit und die unglücklichste zugleich, Schottlands Königin, Maria Stuart — M. Ein Gemälde realistischer Art schloß sich daran, in dem man Professor Charriers Meisterhand wiedererkannte — er ist es uns noch schuldig zu malen — Rennen gleich R. Die Musik des nächsten wird Ihnen die Deutung leicht machen: „Auf der Alm . . .“ A. Endlich zeigte sich uns, zugleich das Ganzgebend, die Frau, die selbst ein „Carmen“ ist, als „Carmen“ die Frau des Hauses . . .“

Er verneigte sich lächelnd, während einzelne mehr scherzhafte Bravorufe der Herren laut wurden. Am Schlusse hatte er eigentlich ein gemeinsames Hoch auf Maria da Caza und Stassingk ausbringen wollen, doch Herr da Caza stand gerade vor ihm an der Bühne, und vielleicht zum ersten Male bemeisterte er sich und schwieg.

Maria da Caza war zum Umziehen in ihr Zimmer geeilt. In einer Viertelstunde sollte es zum Souper gehen, und sie mußte bis dahin ihr Gesellschaftskleid anhaben. Das Entkleiden ging ihr langsam von der Hand — sie tat es allein — das Mädchen hätte sie in diesem Augenblick nicht um sich haben können. Sie mußte für sich sein. Sie meinte zu ersticken und stieß ein Fenster auf. Die kühle Nachtluft strömte herein. Gierig sog sie den Strom kalter Luft ein. Sie fühlte sich an die Stirn, ihre Schläfen pochten, die Schlagader fieberte ihr am Hals, ihr Herz klopfte.

Zufällig blieb sie vor dem großen Spiegel stehen, der ihre ganze Figur zeigte, und blickte hinein: sie war blaß trotz der Erregung. Sie dachte daran, daß sie schön war: wenn es ihr fast gleichgültig geworden, jetzt empfand sie es als Genugtuung, als Notwendigkeit. Sie mußte schön sein für ihn. Sie wendete sich und drehte sich vor dem Glase, stemmte die Hände in die Taille, ließ einen Blick über ihre Schultern gleiten, über ihre schlanken, schöngeformten, vollen Arme und legte den Kopf zurück, daß sie ihr Antlitz sähe, wie sie als Carmen den Zuschauern und Stassingk erschienen.

Dann warf sie sich einen Augenblick auf den Divan, streckte sich aus, schloß die Augen und dachte immer wieder an Stassingk. Es klopfte. Sie hörte es nicht. Noch einmal klopfte es, dann trat die kleine Gräfin ein.

„Wer ist da?“

„Ich bin's, Maria!“

„Wer . . . ach, Du . . .“

Nun sah sie erst der Freundin sonst so fröhliches, jetzt ernstes Gesicht, und sie fragte besorgt:

„Ist Dir was geschehen? Was hast Du denn?“

Die kleine Gräfin begann sofort ohne Einleitung:

„Maria, das geht nicht so! So darfst Du Dich nicht benehmen. Was hast Du mir versprochen?“

„Nichts, was ich nicht gehalten hätte.“

„Aber alles redet drüber, alle haben es bemerkt.“

„Was, bemerkt?“

„Du und Graf Stassingk.“

„Daß ich mit ihm in zwei Bildern gestanden habe auf Wunsch Peter Stöckls und meines Mannes?“

„Nein, das nicht allein.“

„Was denn? Daß ich ihm die Hand gab, wie ich sie Peter Stöckl auch gab? Oder daß er sie, da ich sie ihm nun mal zufällig in dem Augenblicke gab, wo der Vorhang aufging . . . daß er sie da küßte?“

„Nein, nein, das auch nicht allein, Maria!“

„Nun, ich kann doch nichts dafür, daß er sie küßte, wie es guterzogene Leute tun?“

„Wie Du ihn angesehen hast dabei, Maria! Maria, ich

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeration 2 Franken 50 cs Probe Nummern unentgeltlich, desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. Adr. **Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22**

glaube, das weißt Du alles gar nicht mehr . . . Wirklich, so kann ich es mir nur erklären, Du weißt es nicht mehr!“

„Darf ich ihn nicht mehr ansehen?“ fragte Maria da Caza, und ihre Lippe zuckte. Aber sie schlug doch die Augen zu Boden vor Gräfin Selbottens geradem Blick. Mit der einen Hand stützte sie sich auf eine Stuhllehne, und ihr Arm bebte. Die kleine Freundin sah ihr ruhig ins Gesicht, trat nahe an sie heran, legte ihr dann leise und leicht den Arm um den Nacken und sprach sanft:

„Du bist erregt heute abend, Maria!“

„Kann ich anders . . . ich kann nicht anders . . . Ihr macht mich ja alle so . . . Ihr alle . . .“

Gräfin Selbotten fuhr ernst und bestimmt fort:

„Maria, das kann nicht so weitergehen. So oder so mußt Du eine Lösung herbeiführen. Sieh mal, Maria, wenn Du mir gleichgültig wärest, so würde ich Dir das gewiß nicht sagen. Aber ich kann nicht anders, ich muß Dich darauf aufmerksam machen. — Lasse Dich scheiden, dann heiratest Du ihn, oder bleibe Frau da Caza, dann entferne Graf Stassingk von Dir . . .“

Maria da Caza ließ sie nicht weiter sprechen, sondern antwortete triumphierend:

„Er hat mir gesagt, daß wir zusammenkommen wollen, er hat mir versprochen, alles zu tun, was ich verlangen würde . . .“

Die kleine Gräfin schöpfte Atem:

„Gott sei Dank!“

Maria da Caza fragte lächelnd:

„Bist Du nun zufrieden?“

Die Freundin nickte glückselig:

„Ja! Bist Du mir böse, Maria?“

Sie küßten sich herzlich, dann zog sich Maria so schnell als möglich um, denn Herr da Caza hatte schon geschickt und sagen lassen, es warte alles auf das Souper.

Als Maria da Caza in den großen Salon zurückkehrte, ward sie von allen Seiten mit Glückwünschen bestürmt, geliebt wäre, das ihr fast noch besser gestanden hätte und man bedauerte, daß sie nicht im Kostüm der Carmen als das schwarze Gewand der Maria Stuart.

Sie blickte, während sie umlagert ward, nach Stassingk, und begann unruhig zu werden, denn er war nicht zu sehen. Die Herren gaben den Damen zum Souper den Arm, sie als Hausfrau wartete mit dem alten Baron Aspern bis zuletzt, und sie sah nun, wie Stassingk mit Frau Horn vorüberschritt. Man konnte vernehmen, wie sie etwas geziert sprach:

„Herr Graf, Sie wissen doch jedem etwas Angenehmes zu sagen . . .“

Maria da Caza vermochte das Weitere nicht zu verstehen, aber es dämpfte ihre gute Stimmung, daß er wieder einer Dame Artigkeiten gesagt hatte. Beim Souper im Eßsaal war sie unruhig die ganze Zeit, denn er befand sich nicht da, sondern saß in der Gallerie an einem der kleinen Tische.

Dort waren fast nur junge Mädchen außer Frau Horn und der Baronin Lennen, von den Herren bloß Junggesellen, bis auf den Regierungsrat, der sich mit an Stassingks Tisch eingefunden. Er trug noch immer sein Napoleonskostüm, angeblich weil er keine Zeit gefunden, um sich umzuziehen, in Wirklichkeit jedoch, weil ihm die Beine in den zu engen Schäften seiner Kanonenstiefel derartig angeschwollen waren, daß er sich vor dem Ausziehen fürchtete, obwohl er es vor Schmerzen kaum mehr aushalten konnte. Deshalb war er stiller als sonst.

Am Nebentisch hatte Prinzessin Löwengard Platz genommen mit Leutnant von Remer, der sie fast gar nicht unterhielt, sondern von seinen Reitaussichten bei den demnächstigen ersten Rennen träumte. Sie achtete auch nicht auf die Gespräche der übrigen, sondern horchte nur nach dem Tisch hinüber, wo Stassingk eben eine Geschichte erzählte.

Stassingk fühlte sich diesen Abend so glücklich und gehoben, so gut gelaunt, wie es ihm nicht geschehen war, seit er Maria da Caza seine Liebe gestanden. Denn er wollte nicht ihre Schönheit allein in der Stille genießen, im Salon beim plätschernden Wasserspiele. Er liebte rauschende Feste, er liebte Treiben und Gehen, Menschen um sich herum, zwischen denen ihm, wie er fand, ihre Schönheit stolzer das Herz schlagen machte, als allein, wenn er ihr in die Augen sah.

Er erblickte die jungen Mädchen um sich herum, und es machte ihm mehr Spaß denn je, sie mit seinen allgemeinen Huldigungen zu unterhalten, die allen galten, und die jede auf sich allein bezog.

Wenn er ihnen Artigkeiten sagte, so fühlte er kein Unrecht gegen Maria da Caza. Bedürfnis war es ihm, von dem er nicht lassen konnte, die da rundum saßen, in sich verliebt zu machen oder doch wenigstens leise ihr Interesse zu erregen, während er doch nichts Ernstliches von ihnen wollte, sondern sie nur als Folie dienen ließ für Maria da Caza.

Die Damen lauschten ihm, wie er eben von Palestina erzählte, das er von Konstantinopel aus besucht.

„Wie ist es denn da? Waren Sie auf dem Oelberge?“ fragte Frau Horn, und ließ den Mund offenstehen vor Begierde, etwas Sicheres zu hören von einem Augenzeugen über Jerusalem und die heiligen Stätten. Sofort erhob auch Baronin Lennen die Stimme, und Fräulein Charrier, die Erste, rief:

„Oh! Mein Vater hat Skizzen von dort überall.“

Die jungen Mädchen am Tisch achteten nicht mehr auf lächelnd auswich:

ihre Herren, sondern hingen an Stassingks Lippen, der

„Das ist alles zu ernst für heute abend, denn heute gilt nur die Fröhlichkeit, und ich würde es mir nie verzeihen können, wenn ich auch nur einen Augenblick ein heiteres Gesicht in ein trauriges verkehren müßte. Reden wir doch lieber vom . . . vom . . .“

Er sah sich um und gewahrte drüben die Prinzessin, die ihn anblickte. Statt ihrem Auge auszuweichen, konnte er nicht anders, als sie wieder anzuschauen, so daß sich ihre Blicke ein zweites Mal fanden und sie errötete. Dann fuhr er fort:

„Reden wir vom Tanzen. Lebende Bilder sind ja ganz schön, meine Damen, aber ich denke, ein bißchen Tanzen wäre noch viel besser . . .“

„Ja, ja, tanzen!“ antworteten ein paar junge Mädchen freudestrahlend.

Als nun vom Saal drüben, wo die älteren Herrschaften saßen, Stuhlücken klang, öffneten sich die Türen, und ganz von weitem, aus dem großen Salon, tönte der Walzer „Sweet, sweet heart“, der nun einmal die Saison bis zum Schluß beherrschte. Stassingk bot schnell Frau Horn den Arm und schwebte mit ihr über die spielende Fläche.

Der Salon begann sich zu füllen. Von allen Seiten klang in das Gleiten, Schurren der Schuhe, Singen der Geigen:

„Hurra, man tanzt!“

„Das ist aber eine reizende Ueberraschung!“

„Und gar: „Sweet, sweet heart“ . . .“

Der Bankier Horn holte sofort seine Frau, ihre Unterhaltung und nun ihr Tanz mit Stassingk dauerte ihm zu lange. Um seine Eifersucht zu verbergen, sagte er zu ihr, so, daß es ihr Tänzer hören sollte:

„Du mußt Graf Stassingk jetzt freigeben. Er soll ja als

Vortänzer den Ball mit der Frau des Hauses eröffnen. Ich möchte nicht, daß sie Grund hätte, Dir böse zu sein!"

Nun stand Stassingk allein. Er blickte sich um und gewahrte nicht sofort Maria da Caza, die mit dem alten Baron Aspern noch im kleinen Salon am Wasserspiele geblieben war, wo er ihr eine endlose Geschichte aus seiner Studentenzeit erzählte, ohne zum Schluß kommen zu können.

Als er sie nicht fand, bemerkte er die Prinzessin, die ein paar Schritte von ihm stand. Es kam ihm plötzlich der Gedanke, schnell noch zu einem Rundtanz den Augenblick zu benutzen, bis Maria da Caza einträte. Eigentlich war ihm die dickliche Prinzessin jetzt ganz gleichgültig, doch er empfand etwas wie eine Verpflichtung gegen sie, eine Regung des Mitleids und ein Schmeicheln seiner Eitelkeit, weil er wußte, daß sie ihn liebte.

Als er eben den Arm um sie legte, die, ohne ihre Freude zu verbergen, ihm strahlend dankte, trat Maria da Caza ein. Sie biß die Lippen aufeinander. Als er sie dann um den nächsten Tanz bat, fragte sie in zitternder Erregung:

„Ich bekomme erst den zweiten?“

„Sie waren nicht da!“

„Ich war nicht schwer zu finden!“

Es dauerte eine Minute, bis er die Entgegnung fand:

„Es war nicht böse gemeint!“

Sie atmete heftig. An nichts anderes dachte sie als nur an ihn, und die anderen Menschen rundum waren ihr ganz gleichgültig. Unsäglich gleichgültig. Sie blickte ihn an, ohne Rücksicht auf die Zuschauer, als wolle sie ihn verzehren mit ihren Blicken, und dann schmiegte sie sich in seinen Arm und flog mit ihm über das Parkett. Während sie tanzten, schaute er sie an und sie ihn, und beide lächelten.

Stassingk drückte sie näher und näher an sich. Beim Souper hatte er ein paar Glas Champagner getrunken, die ihm ins Blut gegangen waren. Er fühlte die schöne Frau dicht an seiner Seite, und es reizte ihn, sie zu küssen, aber bei einem Ausweichen leicht ihr Haar berührte. Er mußte sich überwinden, es nicht zu tun. Während er die lange Seite des Salons mit ihr hinuntertanzte, sah er, wie die Augen der Leute ihnen folgten, sah er, wie man sie beide betrachtete, wie die Köpfe sich zueinander neigten, und man irgendeine Bemerkung über sie machte.

Als die Musik absetzen wollte, winkte Stassingk ihr weiterzuspielen. Die übrigen hörten allmählich auf zu tanzen, nur hier und da begann ein Paar von neuem, aber es zog sich bald zurück, als wollte man, wie auf gegenseitiges Uebereinkommen, das Parkett ganz allein dem schönsten Paare überlassen. Das Gefühl, daß man ihnen die Bahn öffnete, spornte Stassingk von neuem an. Er ließ noch immer die Musik nicht aufhören. Nun, wo einmal alles auf sie aufmerksam geworden war, mußte das Spiel auch durchgeführt werden, daß der Tanz der beiden wie ein Bravourstück fortging.

„Können Sie noch?“ flüsterte er Maria da Caza zu. Sie nickte:

„Solange Sie wollen!“

Herr da Caza stand in der Tür zu seinem Zimmer, neben der kleinen Gräfin. Er sah lächelnd zu, wie seine Frau tanzte. Als er bemerkte, daß Gräfin Selbotten, die ängstlich das Tun der Freundin verfolgt, ihr ein Zeichen machen wollte, aufzuhören, sagte er:

„Aber warum denn? Gönnen wir ihr doch das Vergnügen! Es ist doch ohnehin das letztemal in diesem Jahr, daß sie Gelegenheit hat, zu tanzen!“

„Sie könnte sich aber Schaden tun, Herr da Caza!“

„Sie wird schon aufhören, wenn sie nicht mehr kann!“

Immer noch tanzte das Paar weiter, und der Regierungsrat, der es in seinen Stiefeln nur noch dadurch auszuhalten vermochte, daß er beständig hin und her trippelte, holte seine Uhr heraus, um die Dauer des Galopps festzu-

stellen.

Maria da Caza legte sich stärker in Stassingks Arm und ließ sich führen und tragen durch ihn. Einmal war es ihr, als gewahre sie der kleinen Selbotten sonst fröhliches Gesicht ernst und mißbilligend ihr nachstarren. Aber es war ihr jetzt alles gleich, und als sie beim nächsten Mal vorüberkommend, ihren Mann entdeckte, hatte sie ein Gefühl, als müsse sie ihn förmlich herausfordern, daß er nur schneller einsähe, wie zwischen ihnen ein Ende gemacht werden mußte, da sie sich fremd geworden waren im Laufe der Jahre.

Endlich hörte mit einem Geigenstrich die Musik auf. Stassingk blieb mit Maria mitten im Salon stehen, indem er erschöpft tat, als müsse er nach Luft schnappen. Da klang ein halblautes Bravo von allen Seiten. Er verbeugte sich ironisch. Maria da Caza nahm seinen Arm. Er führte der Bühne gegenüber.

Dort setzte sie sich in ihrer königlichen Haltung, nicht ein bißchen warm geworden vom Tanz, scheinbar gleichmütig, aufrecht, kalt, nur ihre Brust hob und senkte sich schneller als sonst. Als ihr Stassingk eine leichte Verbeugung machte zum Zeichen, daß er seine Dame abgegeben und der Tanz beendet sei, da legte sie, nach ihrer Gewohnheit, den schönen Kopf ein wenig zurück und dankte ihm mit einem langen Blick.

Der Regierungsrat aber hatte mit einem Male sein Schlagwort für den Abend gefunden: er lief von einem zum anderen, so schnell es die schmerzenden Glieder erlaubten, mit der leisen Frage:

„Wissen Sie das Neuste?“

„Nun?“

„Stassingk muß wieder versetzt werden!“

XII.

Das geht nicht so weiter! Das gibt einfach einen Skandal! Der Stassingk kompromittiert Deine Freundin!“ sagte Graf Sellbotten auf dem Nachhausewege zu seiner Frau.

Des Regierungsrates Scherzfrage klang ihnen noch in den Ohren, zu der jener gegen Ende des Casaschen Festes, nachdem er sich glücklich seiner Stiefel entledigt, noch die Anspielung auf das Gebrechen des Hausherrn gefügt:

„Und was tut der Herr Gemahl?“ Er drückt immer ein Auge zu!

Die kleine Gräfin war so traurig, daß ihr die ganze Freude am Abend verdorben schien. Sie fürchtete nur, ihr Mann möchte schlecht von Maria denken, und erklärte ihm einmal über das andere, sie trüge keine Schuld, denn Stassingk habe Frau da Caza eine Erklärung gegeben, die einem Eheversprechen gleich käme.

„Dann soll er auch sein Wort halten! Er wird's schon tun, dafür laß mich sorgen!“ sagte er bestimmt. Am folgenden Tage lud er Stassingk zu Tisch ein, ganz allein, um unter vier Augen seinem alten Freunde die Wahrheit zu sagen. Aber der junge Diplomat konnte nicht kommen, und es verging eine Woche, ohne daß er etwas von sich hören ließ.

Da begegneten die beiden Freunde einander zu Pferde im Tiergarten, ein paar hundert Schritt von der Villa da Caza. Stassingk war bei warmen, sonnigen Wetter des Tages mit Maria da Caza in den Grunewald geritten und hatte sie eben nach Haus gebracht.

„Kommst Du noch ein Stück mit?“ fragte Graf Selbotten, doch Stassingk schüttelte den Kopf:

„Ich habe genug für heute. Ich rücke ein. Wenn Deine Frau mit wäre, der ich vielleicht meine Dienste anbieten könnte . . .“

„Die reitet nicht.“

„Warum eigentlich?“

Das kommt uns zu teuer . . .“

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000, 21jähr. Frln 150,000 Verm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den rasche Heir. mögl., w. s. meld.
L. Schlesinger, Berlin, 18.

„So . . . ja, allerdings . . .“ erwiderte Stassingk, und er war mit seinen Gedanken noch so bei Maria da Caza, daß er, ohne zu überlegen, daß er gegen einen Dritten sprach, mit leuchtenden Augen sagte:

„Maria reitet famos!“

„Maria?“ fragte Graf Selbotten erstaunt. Stassingk verbesserte sofort die familiäre Anrede:

„Nun ja, Selbotten: Maria da Caza, meine ich. Alle Welt sagt Maria.“

„Und Du sagst auch einfach Maria!“

Stassingk war einen Augenblick befangen, dann gewann er jedoch schnell seinen Gleichmut zurück.

„Nun ja, Maria. Das ist einfacher und klingt so hübsch, ich weiß noch genau, wie ich den Namen zum ersten Male hörte . . .“

Graf Selbotten musterte ihn, während sie unwillkürlich seine Richtung eingeschlagen hatten und nun gegen Stassingks eigentliche Absicht, die Tiergartenstraße nach dem Zoologischen Garten zu ritten. Von selbst geriet der junge Diplomat ins Schwatzen, um zu beweisen, daß er einem Gespräch gerade über Maria da Caza nicht aus dem Wege ging:

„Erinnerst Du Dich noch des Balles bei Lindstedts? Ihr wartet, dachte ich, nicht eingeladen, weil Ihr damals noch keinen Besuch dort gemacht hattet. Ich war eben aus Stambul angebraust gekommen — übrigens bin ich gleich den nächsten Tag zu Euch gestieft, das mußt Du doch anerkennen, nicht? — Also da auf dem Balle hatte ich Maria da Caza zum ersteumal gesehen, und ich ging ein bißchen vor Schluß mit Hendrich zu Fuß nach Haus. Da hörte ich von den Caza durch Hendrich Genaues, und da sagte auch der nur immer Maria da Caza. Ich weiß noch, wie ich mich über den Namen freute und vor mich hin sagte Maria da Caza.“

Graf Selbotten drückte seinen Wallach mit den Schenkeln vor, weil er neben Stassingks einen längeren Schritt gehenden Vollblüter nicht mitkam, und sprach scharf:

„Und jetzt sagst Du nur noch Maria.“

Ganz plötzlich wurde Stassingk unangenehm:

„Hast Du was dagegen?“

„Allerdings.“

„Das wäre?“

„Du kompromittierst Frau da Caza!“

„Wer sagt das?“

„Ich!“

„Das ist doch zu albern!“

„Danke sehr.“

„Bitte.“

Die Antworten waren Schlag auf Schlag erfolgt. Nun hielten sie inne, blickten sich an, daß sie sich beide geärgert hatten, und fingen gleichzeitig an zu lachen. Doch Graf Selbotten ließ sein Ziel nicht aus den Augen. Er bat Stassingk, ihn doch ein Stück zu begleiten, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen hätte:

„Ich mischte mich in etwas, das mich vielleicht gar nichts angeht. Aber etwas geht's mich doch an, dachte ich, denn ich bin so etwa Dein ältester Freund. Du weißt, meine Frau kannte keine Katze, als sie nach Berlin kam. Die einzige, die sie kennen lernte in unserer ersten Zeit, war Maria da Caza, wie Ihr sagt. Ich brachte meine Frau zu ihr, weil ich als Jungeselle bei Cazas verkehrt und öfters für ihn geritten hatte. Meine besten Silbertöpfe sind auf seinen Pferden geholt.

Siehst Du, und Frau da Caza nahm sich meiner Frau so reizend an, war so lieb und nett gegen sie, daß sie die besten Freundinnen geworden sind. Also nun, Stassingk, nach dieser langen Erklärung: Wie wir beiden mit Euch beiden stehen, wirst Du einsehen, daß ich . . . Gott . . . oder wie ich dazu komme, mich für Euch alle beide zu interessieren. Wir haben ein Recht, Euch darauf aufmerksam zu machen, wenn Ihr Dummheiten macht . . .“

Stassingk hörte ruhig zu, nahm die Zügel in eine Hand, hing sich die Trense über das Gelenk, zog Streichhölzer nebst einem silbernen Etui hervor und begann sich, gemächlich immer Schritt weiterreitend, eine Zigarette anzustecken. Dann sagte er mit seinem fröhlichen, naiven Lächeln:

„Ihr findet also mit anderen Worten, ich mache Maria da Caza zu sehr den Hof!“

„Allerdings: Du stellst sie bloß. Man redet über Euch. Allen fällt es auf, Lindstedt reißt Witze . . .“

„Das hat er immer getan, das ist nicht zu ändern. Wer den als Barometer nimmt, der müßte sich überhaupt immerfort gekränkt fühlen und mit der geladenen Pistole herumlaufen!“

„Man muß ihm dann eben keine Gelegenheit geben!“

„Er findet sie doch! Er erfindet sie, wenn's nötig ist! Frisch auf zum fröhlichen Lügen!“ scherzte Stassingk, und Graf Selbotten, der sich ärgerte, daß der Freund anfang die Unterredung ins Lächerliche zu ziehen, sagte plötzlich, um dem Gespräch eine ernste Wendung zu geben:

„Hast Du ernste Absichten auf Frau da Caza?“

Er war darauf gefaßt, daß Stassingk ihm die Antwort verweigern würde, doch jener war nicht im mindesten böse, sondern zeigte sich nur grenzenlos erstaunt über diese Frage, an die er ernstlich noch nicht gedacht hatte. Er erinnerte sich, wie ihm Herr da Caza einmal selbst davon gesprochen, und gab zurück:

„Caza hat selbst mit mir darüber geredet. Er meinte, so'n bißchen Flirten schadete nichts. Er finde es sehr begreiflich.“

„Aber die anderen Menschen finden es gar nicht begreiflich, sondern halten sich darüber auf! Ich muß Dir energisch sagen, daß es einfach Deine Pflicht ist, irgendeine Entscheidung zu treffen. So oder so. — Was für eine Entscheidung? — Heiraten oder aufhören.“

„Heiraten? fragte Stassingk erstaunt, fast erschrocken. Sie ritten eine Weile stumm nebeneinander her, während das Wort in des jungen Diplomaten Kopf summt.“

Stassingk wurde ärgerlich:

„Weil man in Deutschland nicht drei Worte mit einer unverheirateten Dame reden kann, ohne daß sie glaubt, man hätte Absichten. Das ist doch zu blödsinnig. In anderen Ländern, zum Beispiel Amerika oder so . . .“

„Wir sind aber in Berlin.“

„Leider . . .“

„Aber es ist so. Genug, höre mich mal an. Ist diese Dame nun aber verheiratet, so liegt die Sache anders. Dann bedauert man sie gar nicht, sondern die Schadenfreude ist immer da. Man hält sich über sie auf, man redet ihr Böses nach, während der betreffende Flirt, um Deinen Ausdruck zu gebrauchen, höchstens lächelnd betrachtet wird als Schwerenöter, der Mann als Rindvieh, die Frau . . . — nun, die leidet einfach an ihrem Ruf. Ich kann Dir in allem Ernste sagen, mit Frau da Caza fängt es schon an . . .“

Häftig unterbrach ihn Stassingk, indem er nervös geworden seine Stute im Maul riß:

„Himmeldonnerwetter noch einmal, da hört doch einfach alles auf. Ich kann Dir mein Ehrenwort geben, daß . . .“

„Ich glaube es . . . aber die Welt glaubt immer das Schlechteste, und wenn es noch so vierzehn Tage fortgeht, dann heißt es in Berlin als feststehende Tatsache: Maria da

Caza hat ein Verhältnis mit Graf Stassingk, und der Herr Gemahl drückt, wie Lindstedt mit dem ihm eigenen zartfühlenden Geschmack von Euch bereits gesagt hat, ein Auge zu!“

„Lindstedt hat das gesagt? fragte Stassingk mit gerunzelter Stirn, und Graf Selbotten fuhr fort.“

„Ja, und es geht natürlich bereits als fliegendes Wort von Mund zu Mund. Auf der Kriegsakademie wußten sie's auch schon. Mein russischer Lehrer hat mir's ebenfalls erzählt. Dabei kennen die alle Cazas gar nicht. Mein Russe erzählte es als Anekdote von Puschkin oder so jemand. So ein Witz hat eine verhängnisvolle Kraft, sage ich Dir.“

Immer noch wollte es Stassingk als etwas Unangenehmes von sich abwehren. Er sprach mit wegwerfender Handbewegung:

„Das ist ja alles Unsinn!“

Sie waren immer weiter hinausgeritten, am Zoologischen Garten vorüber. Stassingk zog die Uhr und behauptete, er müsse nun umkehren. Auf dem Heimritt sprachen sie kein Wort miteinander. Graf Selbotten meinte, sein Freund zürne ihm, doch er dachte bloß nach über das, was er gehört. Er fühlte unerwartet den Ernst des Lebens an sich herantreten, als ob ihm bisher alles nur immer wie ein Spiel erschienen wäre.

Als sie schon fast an der Viktoriastraße in der Nähe von Selbotens Wohnung waren, fragte Stassingk plötzlich wie erschrocken, umgestimmt und weich:

„Du meinst wirklich, ich kompromittiere sie.“

„Ja, sicher.“

„Was soll ich tun?“

„Entweder Du beschränkst Deinen Verkehr aufs äußerste, oder sie läßt sich scheiden und wird Deine Frau.“

Sie schüttelten sich die Hand, um sich zu trennen. Stassingk fragte noch einmal — ganz leise, denn eben ritt ein Stallmeister aus einem Tattersall vorüber, der die Ohren immer überall hatte:

„Ist das wirklich Dein Ernst?“

„Ich finde, ein Gentleman muß so handeln!“

Dann ritten sie nach verschiedenen Richtungen davon.

Stassingks erster Gedanke war, daß sein Freund Selbotten doch ein wenig streng denkend geworden sei und meinte, während schon ein vergnügtes Lächeln auf seine Lippen wiederzukehren begann, der brave Selbotten müsse in der Ehe ein bißchen versimpelt sein. Er faßte die Sache ja doch viel zu tragisch auf! Aber als er sein Pferd in den Stall gebracht hatte und nun gemütlich in seinem Zimmer saß, da wollte ihm die Unterredung doch nicht recht aus dem Kopf.

Sein Allheilmittel wendete er an, das ihm bisher noch immer die Grillen verscheucht: er nahm eine Zigarette. Doch die half nicht. Er wurde ernster und ernster. Aber er vermochte keinen Entschluß zu fassen. Er fühlte sich so wohl, wie es jetzt war, daß er keine Aenderung begehrte. Von Maria da Caza konnte er nicht lassen, aber der Gedanke, daß sie seine Frau werden sollte, erschreckte ihn. Schon die ganze Scheidungsgeschichte, die vorhergehen mußte, machte ihm Beängstigungen.

Da raffte er sich auf und ging zu ihr. Was er mit ihr sprechen wollte, wußte er noch nicht. Er vertraute darauf, daß es sich schon finden würde. Wie er auf die Straße trat und die Sonne ihn warm beschien, schwanden ihm allmählich die dunklen Wolken. An der Ecke der Lenné- und Tiergartenstraße traf er die Damen Charrier, die er seit den lebenden Bildern nicht wiedergesehen. Sie begannen vom verflossenen Feste zu schwärmen. Frau Charrier reckte die kleine Figur:

Als er an die Villa da Caza kam, fand er die Entschlossenheit, mit Maria da Caza über die Zukunft zu sprechen.

Sie nahm ihn sofort an.

„Ist der Herr da Caza zu Hause? — fragte Stassingk den Diener, um zu wissen, ob er ungestört reden könnte, als ob er eigentlich den Herrn des Hauses hätte sprechen wollen. Als er die Antwort erhielt:“

„Der gnädige Herr ist in Karlshorst! — schüttelte er scheinbar mißvergnügt den Kopf, trat aber dennoch ein. Das Herz pochte ihm, denn er hatte sich entschlossen, ihr zu sagen, daß sie sich trennen müßten. Mit einem Male enthüllten sich ihm alle die Unannehmlichkeiten, die er durchzumachen haben würde, und daß es für ihn ein Ende haben könnte mit allem, was ihm sonst im Leben blieb und teuer war, mit seiner Zukunft als Diplomat, wenn er eine geschiedene Frau heiratete, deren Ehe durch seine Bewerbung, solange sie noch die Gattin eines anderen war, getrennt worden. Nun überfiel ihn die Angst vor der Ehe, daß es dann aus wäre mit dem Dasein, als loser Schmetterling naschend von Blume zu Blume zu schwärmen. Seine Freiheit wollte er behalten, sagte er sich, er benutzte sie ja doch nur für die eine, die er liebte, für Maria da Caza!“

Aber als sie ihm entgegentrat in ihrer strahlenden Schönheit, glücklich lächelnd, daß er gekommen, und ihm in das weiße Boudoir zog, von Bedientenauge und -ohr durch mehrere Räume getrennt, da fand er nicht mehr den Mut, zu sprechen.

„Ich habe es geahnt, daß Du kommen würdest, Ernst!“ sagte sie und betrachtete ihn, der frisch und lustig aussah wie immer, nur ein wenig zurückhaltend. Sie fügte hinzu:

„Ich bin meiner Ahnung wegen nicht ausgegangen. Aber nun glaube ich schon, Du kämest nicht!“

„Ich komme ja fast jeden Tag, Maria!“

„Du bist zwei Tage nicht hier gewesen!“

„Ich darf nicht so oft kommen!“

„Warum nicht?“

„Man würde sich darüber aufhalten!“

Maria da Caza zuckte verächtlich die Achseln. Sie dachte nicht mehr an das, was sie der kleinen Selbotten versprochen. Die ganze übrige Welt schien ihr versunken vor ihrer Liebe. Mochten die Leute doch denken und reden, was sie wollten:

„Was geht mich das an! Ich liebe Dich, alles andere ist mir gleich.“

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er zog sie an seine Lippen. Er kämpfte mit sich, er durfte diese Worte jetzt nicht annehmen und nicht erwidern, denn er mußte ihr ja sagen, daß sie auseinander wollten. Doch wieder fühlte er es, jetzt wäre es ihm unmöglich gewesen, zu sprechen. Einer Frau etwas Hartes zu sagen, hätte er nie über das Herz gebracht und gar nun, wo er sie vor sich sah, die er doch liebte, soweit seine Seele konnte, die erste Frau, die er wirklich liebte . . . Es war ihm ein Gefühl, als müsse er zugrunde gehen, wenn er sich von ihr trennte. Eine unendliche Traurigkeit wie ein körperlicher Schmerz beschlich ihn. Im Gedanken daran, daß es Ende sein sollte, fragte er:

„Liebst Du mich denn, Maria?“

Sie sah ihn mit großen, langen Blicken an, mit weichem Ausdruck, mit ihren dunklen, tiefen, nun wie mit einem Schleier umflorten Augen. Es lag keine Sinnlichkeit in ihrem Anschauen, nur ein tiefes Gefühl, das ihre Stimme zittern machte in leisen Schwingungen:

„Ob ich Dich liebe, Ernst! Weißt Du das nicht? Ich muß Dich doch lieben! Ich kann doch gar nicht anders! Wenn ich Dir sage, mir ist es alles gleichsonst, so . . . kann ich eben auch nicht anders. Wenn Du sagen würdest, ich sollte sterben, so täte ich das für Dich, denn für Dich kann ich tun, was Du nur willst.“

Stassingk trafen ihre Worte, rüttelten an seinem Herzen,

Dünger

Kalisalze, Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.

FERNANDO HACKRATD

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa de Correio 566.

bezwang ihn, daß seine Gedanken und Entschlüsse, die er gefaßt, als er gekommen, sich mehr und mehr verwischten, ihm aus dem Gedächtnis schwanden und schließlich sich in das Gegenteil zu verkehren begannen. Als er sie vor sich sah in ihrer Schönheit, wie er ihre Stimme hörte, ihre Worte vernahm, die Möglichkeit erwog, sich von ihr trennen zu sollen, sie nie wiederzusehen, da kam ihm plötzlich der Gedanke wie ein grenzenloses Unrecht vor, als eine Feigheit, die er hatte begehen wollen. Das Ritterliche an ihm siegte, und er sagte mit kurzem Entschluß:

„Maria, wenn Du alles tun willst, was ich will, so bitte ich Dich um eins!“

„Was soll ich tun?“

„Mache Dich frei von Deinem Mann . . .“

Sie zögerte, ehe sie antworten konnte. Sie war von ihrem Gefühl so überwältigt, daß ihr die Stimme versagte. Sie nickte langsam. Stassingk erhob sich sehr glücklich, nahm ihre Hand in seine beiden Hände und blickte sie an mit liebem, treuem Ausdruck, wie er ihn in seinen besten Augenblicken hatte. Es war ihm ganz feierlich zu Sinn. Ein leises Gefühl von Stolz, daß er sich überwunden, mischte sich hinein, aber auch glühende Leidenschaft, tiefes, heißes Glück. Er ließ sich nieder, legte seinen Kopf auf ihren Schoß und küßte ihre Hände.

Maria da Caza aber senkte die Lippen zu seinem Scheitel herab und strich ihm mit der Linken sein blondes Haar. Dann richtete sie sich auf:

„Ich danke Dir, Ernst, ich danke Dir tausendmal!“

„Hast Du es denn gewollt? — fragte er.“

„Deine Frau werden?“

„Ja.“

„Solange ich Dich kenne.“

Ihre Lippen fanden sich in einem langen Kuß.

Maria da Caza war noch niemals, seit sie denken konnte, so glücklich gewesen!

XIII.

Gräfin Selbotten sagte, als ihr Maria da Caza mitteilte,

wie Stassingk gebeten, sich von ihrem Gatten zu trennen, nichts davon, daß ihr Mann den jungen Diplomaten auf seine Pflicht aufmerksam gemacht. Sie mochte ihr Glück nicht stören. Sie übernahm es auch, für die Freundin mit einem Rechtsanwalt zu sprechen, um sich über die Schritte zu unterrichten, die zur Einleitung einer Scheidung erforderlich wurden.

Maria da Caza wollte von ihrem Manne einfach ihre Freiheit fordern; aber da sie seit Jahren nur äußerlich mit einander lebten, so erschien es wahrscheinlich, daß Herr da Caza nicht darauf eingehen würde. Er verlangte von seiner Frau nichts anderes mehr, als daß sie ein Haus machte, die Gäste empfing, sich überall zeigte, wo man in Berlin dabei sein mußte.

Wenn sie nun geschieden worden wären, so wäre sein Verkehr, der sich immer mehr verbesserte, zum Stillstand gekommen, die große Geselligkeit hätte aufgehört, die das Cazasche Haus pflegen konnte, allein dank Maria da Caza.

Die größte Angst aber hatte Herr da Caza immer vor einem öffentl. Skandal, weswegen Versuch für seinen Stall beim Rennen grundsätzlich nie Protest einlegte. Er würde also wahrscheinlich zu einer gutwilligen Trennung nicht zu bewegen gewesen sein und immer geglaubt haben, mit der Zeit müßte alles wieder ins rechte Gleise geraten.

Er selbst ließ sich nichts zu schulden kommen und hätte vor dem Richter nur bekundet, daß von unüberwindlicher Abneigung nicht die Rede sei.

Das machte Graf Selbotten Maria da Caza noch einmal klar, als sie darauf bestand, eine Aussprache mit Herrn da Caza herbeizuführen.

„Was bleibt mir denn aber übrig?“ fragte sie erregt, und Graf Selbotten, der seine Frau zum Rechtsanwalt begleitet hatte, antwortete:

Das, was das Gesetz „böswillige Verlassung“ nennt, meint unser Rechtsbeistand Justizrat Zenker.

Maria da Caza verstand nicht, was das bedeuten sollte, und er setzte es ihr auseinander. Sie sollte ohne Wissen und Willen die gemeinsame Wohnung — die Villa — verlassen. Falls er ihr dann schriebe und sie aufforderte, in sein Haus zurückzukehren, so würde sie sich dessen weigern und damit zwar die Schuld auf sich nehmen, aber ihre Ehe geschieden sehen.

Als Graf Selbotten geendet, schwiegen sie nachdenklich alle.

Maria da Caza dachte an ihre Zukunft: so plötzlich hatte sich alles gewendet. Gestern noch wußte sie nicht, wie es werden sollte, gestern noch ahnte sie nicht, was Stassingk ihr sagen würde, heute war alles schon entschieden. Nur eins wußte sie noch nicht, wohin sie gehen sollte, denn fort mußte sie aus Berlin. Ihre Eltern lebten nicht mehr, und Verwandte ihrerseits besaß sie nicht. Zu ein paar wenigen Verwandten von Cazascher Seite, die in Oesterreich lebten, konnte sie natürlich nicht gehen. So dachte sie daran, zu reisen. Aber wohin? Und vor allem mit wem? Doch sie entschlug sich dieser Gedanken: das würde sich schon alles noch finden, wenn es sich auch bald entscheiden mußte, denn sie wollte Berlin verlassen so bald als möglich:

„Ich packe morgen, was ich brauche, das andere lasse ich mir nachschicken und dann fort! — sagte sie mit strahlenden Augen zur kleinen Gräfin, die erschrocken fragte:

„Morgen, Maria? Morgen willst Du fort?“

„So schnell als möglich! Nur daß ich Dich verlassen soll, tut mir weh.“

Sie nahm die Hand der Freundin. Aber Graf Selbotten runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf:

„Gnädige Frau, vielleicht mischen wir uns in Dinge, die uns nichts angehen, aber das sollten Sie nicht tun!“

„Was?“

„Sie sollten nicht gleich fort. Sie müssen ruhig warten, bis sich irgend eine günstige Gelegenheit bietet, so daß es unauffällig geschehen kann. Herr v. Lindstedt braucht nicht sofort die Geschichte zu merken, um sie überall herumzutragen.“

Doch Maria da Caza sah es nicht ein. Sie hatte nur den einen Gedanken: fort, so schnell als möglich fort. Die kleine Gräfin aber meinte besorgt:

„Maria, Du mußt alles tun, damit man nichts Böses denken und reden kann. Je ruhiger und stiller Du alles machst, so daß es gar nicht auffällig ist, desto besser ist es für Eure Zukunft. Daran mußt Du nun vor allen Dingen denken, Du verdirbst Dir Deine Stellung für später.“

Maria da Caza hörte schweigend zu und sann nach darüber. Die Freundin hatte recht. Sie wollte irgend eine günstige Gelegenheit abwarten. Sie versprach der kleinen Gräfin, keinen voreiligen Schritt zu unternehmen. Als sie von Selbottenschied, sagte er noch im Plur, bis wohin das Ehepaar das Geleite gegeben:

„Gnädige Frau! Zum Schluß noch etwas: zählen Sie immer auf uns beide. Den Leuten pflegt die Dankbarkeit eine Last zu sein, aber denken Sie, bitte, immer dran, wir sind nicht so. Meine Frau wird Ihnen nie vergessen, wie Sie sich ihrer annahm, die Sie tausend andere Menschen hatten. amüsantere und — reichere, denn die Sepia-Lappen, auch schon die einfachen blauen, spielen tüchtig ihre Rolle in der Welt . . . Wir sind immer da. Wir wohnen Viktoriastraße. Die Nummer wissen Sie. Nun vorderhand Ruhe und Aushalten. Ihr Glück ist Ihnen ja gewiß, es fragt sich nur, wann es kommt. Es soll nie getrübt werden, darum müssen Sie eben vorsichtig sein . . .“

Er küßte ihr innig die Hand, länger, als man es zu tun pflegt, und die beiden Freundinnen umarmten sich.

Selbottens blickten ihr vom Fenster aus nach, wie sie der Tiergartenstraße zuschritt. Sie dachten nach über Maria da Caza's Zukunft, beide waren ganz ernst geworden, wie sonst nie, und die kleine Frau fragte mit einem Male:

„Glaubst Du wirklich, daß die beiden glücklich werden?“

„Das wollte ich Dich eben fragen.“

Sie hing an seinem Arm:

„Ich habe Maria so lieb. Was hat sie eigentlich bis jetzt für ein Leben gehabt? Sie muß nun endlich doch einmal glücklich werden! Stassingk ist doch ein guter Kerl, sagst Du immer?“

„Ist er auch! Ist er! Sieh mal, mein Zureden hat doch auch bei ihm wirklich geholfen. Das hat mich sehr gefreut.“

„Hast Du's denn nicht geglaubt?“

„Nein!“

„Du meinstest, er würde nicht auf Dich hören?“

Graf Selbotten überlegte einen Augenblick, bis er die Antwort fand:

„O ja! Daß er auf mich hören würde, dacht ich schon, denn er ist wirklich besser als sein Ruf. Du hast's ja oft genug mit angesehen und angehört, so was von Courmachen habe ich in meinem Leben noch nicht erlebt. Aber es ist gar keine böse Absicht dahinter, sondern ist ihm einfach so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er nicht anders kann. So'n bißchen runschwärmen muß er immer, nur so, wie mit Maria, hab ich's noch nie gesehen. Doch ich dachte, nachdem ich ihm die Hölle heiß gemacht hatte: jetzt ist's aus, jetzt läßt er's bleiben und schnappt ab. Da er's nun nicht getan hat, muß es wohl tiefer gegangen sein, und das scheint mir was so Außergewöhnliches, daß ich denke, es wird gut gehen!“

XIV.

Stassingk war es ganz eigen zu Sinn, daß er nun wirklich den entscheidenden Schritt getan hatte, aber er bereute ihn nicht. Maria da Caza war doch die schönste Frau, die es gab. Es kam ihr keine gleich. Nur wollte er nicht

sofort die Folgerungen seines Handelns ziehen, denn, wenn sie ihren Mann verließ, was er auch als einziges Mittel erkannte, so durfte er sie nicht sehen, bis sie sich heiraten konnten. Das brachte er nicht übers Herz. Das Leichte, Tadelnde in seiner Natur sträubte sich immer dagegen, eine Entscheidung zu treffen. Er fürchtete, sie möchte verlangen, das Nötige sollte sofort getan werden. Als sie ihn nun selbst erzählte, was sie mit Selbottens besprochen, die ihr geraten hätten, irgend eine günstige Gelegenheit abzuwarten, griff er sofort zu und fand das sehr richtig.

Nun begann dasselbe Leben von neuem, wie in den letzten Wochen. Stassingk ritt mit Maria da Caza, aber sie nahmen jetzt, um den Schein zu meiden, Rittmeister Hendrich mit oder Leutnant von Remer und Graf Selbotten, soweit diese keinen Dienst hatten. Dann kam er zum Diner in die Villa, aber auf Betreiben der kleinen Gräfin waren immer Damen anwesend, so daß Stassingk nie mit ihr allein blieb.

Maria da Caza hatte Geduld. Sie empfand dieses Dasein nicht schmerzlich, denn sie sah ihn jeden Tag. Herr da Caza forderte selbst dazu auf, weil er es ein wenig als Verlegenheit empfand, in dieser Zeit fast gar nicht zu Hause zu sein. Die Eröffnung der Rennsaison stand vor der Tür, damit eine Fülle von Arbeit und Beschäftigung für ihn. Er hatte seinen Hindernisstill durch verschiedene Ankäufe noch vermehrt und plante die weitere Erwerbung einiger französischer Steepler. Jeden Tag fuhr er zur Morgenarbeit der Pferde nach Karlshorst hinaus. Auch nachmittags hatte er öfters dort zu tun. Dann kam er vor abends nicht nach Hause, und wenn er erschien, ging er sofort in sein Zimmer, um mit ein paar Stunden Schlummer auf dem Diwan die versäumte Nachtruhe nachzuholen, die durch die Gesellschaft oder Vergnügungen abends und durch zeitiges Fortfahren morgens arg beschnitten ward.

Stassingk aber wäre es jetzt am liebsten gewesen, die Entscheidung hätte sich ganz verzögert. Er bangte vor der langen Zeit der Trennung, die ihnen bevorstand, und dann begann er sich wieder leise und unbestimmt, aber immer mehr vor der Fessel zu grauen, die ihm auferlegt werden würde.

Einmal, als er eben zur Villa da Caza gehen wollte, ward er in der Bellevuestraße von einem Viererzuge überholt. Er sah sich flüchtig in Gedanken die Pferde an, ohne auf den Lenker des Gespannes zu achten. Da rief ihn eine Stimme, während das Gefährt den Gang verlangsamte und endlich hielt:

„Graf Stassingk! Kommen Sie mit?“

Es war der Herzog von Ortenburg. Stassingk trat an den Wagen heran:

„Verzeihung, Durchlaucht, ich war zerstreut!“

Die Herzogin, die neben Prinzessin Löwengard saß, sprach lachend:

„Allerdings! Sie schienen uns gar nicht zu sehen. Begleiten Sie uns ein bißchen. Sie haben doch gewiß nichts zu versäumen.“

Einen Augenblick zögerte der junge Diplomat, aber als der Herzog eine scherzhafte Bemerkung machte über die Arbeitsüberhäufung, die ihn seit Wochen von ihrem Hause ferngehalten, und Ritter Boljén von Boljéna, der bei den Damen saß, erklärte, die europäische Lage sei ohne jenes Bedenken, wie er aus seiner Kanzlei wisse, und das auswärtige Amt bedürfe gewiß in diesem Augenblick nicht seiner Dienste, da stieg er ein. Die Damen hatten so bittende Gesichter gemacht, daß er gefürchtet hätte, sie zu erzürnen, wenn er nicht mitgekommen wäre.

Er hatte ganz vergessen, daß ihn Maria da Caza erwartete. Der beginnende Frühling fächelte so mild die Luft war so würzig und duftig, daß er sich freute, draußen zu sein, das Wetter war wie geschaffen, um in den Tiergarten

zu fahren, der sich eben mit den ersten Knospen zu schmücken begann. Dann reizte es ihn, mit der Prinzessin zu sprechen. Das arme Ding war doch zu verliebt.

Wie sie in die Tiergartenstraße einbogen, fiel ihm erst ein, daß Maria ihn ja erwarte. Nun schlug ihm plötzlich das Gewissen. Aber Maria konnte nicht eifersüchtig auf das gute dickliche Mädchen sein, die ihm wirklich gänzlich gleichgültig war, ihm nur Spaß bereitere mit ihrer unverhüllten, schwärmerischen, fast kindlichen Neigung.

Aber als sie nun ganz nahe waren, beschlich ihn doch ein unangenehmes Gefühl, und er unterhielt sich so eifrig als möglich mit den Damen. Er warf einen flüchtigen Blick zum Hause hinauf und erblickte Maria da Caza auf dem Balkon. Er fürchtete, sie möchte seiner gewahr werden, doch es schien noch glücklich vorüberzugehen, denn sie verschwand in der Tür.

Stassingk war errötet. Er verdamnte die unglückselige Eigenschaft, bei jeder Gelegenheit das Blut unter die Haut zu bekommen. Ein Zufall half ihm darüber hinweg: der Herzogin entglitt ihr Schirm und rutschte auf den Boden des Wagens. Stassingk bückte sich sofort ihn aufzuheben, und konnte nun die Anstrengung des Heranterbiegens vorschützen.

Maria da Caza hatte ihn gesehen.

Als sie auf den Balkon trat, um zu spähen, ob er noch nicht käme, entdeckte sie ihn sofort im Wagen des Herzogs. Im ersten Augenblick dachte sie daran, Ortenburgs kämen zu ihr, um ihr einen Besuch zu machen oder die Prinzessin Löwengard zu bringen, die trotz ihres Versprechens, sich von ihrer Mutter zu Maria da Caza begleiten zu lassen, noch nicht erschienen war. Aber das wies sie sofort wieder von sich. Der Herzog und die Herzogin von Ortenburg hatten keine Veranlassung, sie aufzusuchen. Da bemerkte sie noch den österreichischen Attaché im Wagen und fühlte aus Stassingks Wesen, Sitz, Haltung, seine Verlegenheit heraus, und daß er so tun wollte, als hätte er sie nicht gesehen.

Sofort eilte sie in das Zimmer zurück. Er verleugnete sie? Immer noch begriff sie nicht, wie das möglich sein konnte, was es bedeutete. Aber ein bitteres, hartes Gefühl blieb in ihr, und es wollte ihr nicht aus dem Sinn, daß er gerade mit Ortenburgs gefahren.

Sie sah dem davonrollenden Viererzuge nach. Es schien ihr, als spräche Stassingk hauptsächlich mit der Prinzessin. Da krampfte ihr Herz zusammen, und sie riß am Store, der sie, um hinauszuschauen, zur Seite gebogen. Dann lief sie unruhig auf und ab. All ihre Zuversicht, ihre sonnige Stimmung waren dahin. Wann würde er nun kommen? Er hatte es doch versprochen und nun hatte er keine Zeit für sie, die ihn in heißer Liebe erwartete, seit Tagen zum erstenmal ohne Anwesenheit eines Dritten, die ihn vielleicht nicht mehr lange würde sehen können, da sie sich auf lange, lange trennen mußten.

Sie wartete, wartete stundenlang. Er kam nicht.

Auch zum Diner fehlte er.

„Wo ist denn Stassingk?“ fragte erstaunt Herr da Caza. Sie mußte alle Kraft aufbieten, um ruhig zu antworten:

„Er kann wahrscheinlich nicht!“

Während des Dinners quälte sie unausgesetzt die Frage, wo er sein möchte. Sie dachte daran, zu ihm zu schicken, ob er krank wäre, oder ihm zu schreiben, doch sie verwarf diesen Gedanken wieder.

Endlich am anderen Morgen erschien er zu Pferde, um mit ihr auszureiten. Herr da Caza, der ausnahmsweise nicht nach Karlshorst gefahren war, schloß sich mit Mister Easby an. Sie hatten Rennangelegenheiten miteinander zu besprechen und blieben ein Stück hinter dem Paare zurück. Wie immer in der Öffentlichkeit nannte ihn Maria da Caza Sie, als sie fragte:

„Warum sind Sie gestern nicht gekommen?“

„Ich hatte es nicht bestimmt zugesagt!“ entgegnete Stassingk. Sie wiederholte ihre Frage:

„Warum sind Sie nicht gekommen?“

„Ich konnte unmöglich.“

„Warum nicht?“

Ihr Ton ärgerte ihn. Er war sich nichts böses bewußt, denn er hatte sich von Ortenburgs mehr überreden lassen aus Gedankenlosigkeit und Bummel, und weil er glaubte, wie nun einmal seine Anlage war, den Bitten der Damen nicht widerstehen zu können und zu dürfen. Da entgegnete er ein wenig brummig, so daß man ihn kaum wiedererkannte:

„Weil ich eben nicht konnte!“

Die Antwort schmerzte Maria da Caza. Sie schaute ihm traurig an:

„Hast Du kein Vertrauen mehr zu mir?“

Diesen Blick konnte er nicht ertragen. Sein Trotz zerrann, er sah nur noch ihre Schönheit, doppelt bezwingend durch die Trauer in ihrem Ausdruck. Seine Züge wurden wieder weich, seine blauen Augen lachten und leuchteten und er sagte glühend:

„Maria, ich liebe Dich ja! Ist das nicht genug?“

Da hatte sie alles wieder vergessen. Sie bewunderte wieder seine geschmeidige Gestalt zu Pferde, seine Augen, seine Stimme. Er erzählte ihr von seinen Reisen und Erlebnissen in fremden Ländern, in fremden Städten, an fremden Höfen.

Abends zum Diner hatte Herr da Caza Selbstens, Lindstedts, Charriers, Horns und ein paar Herren eingeladen. Das Hauptgespräch bildete die Eröffnung der Hindernissaison in Karlshorst, die am folgenden Tage stattfinden sollte. Dabei war fast jeder Nummer des Programms der Cazasche Stall mit mehreren Rennungen vertreten.

Rittmeister Hendrich stand nach Tisch mit Maria da Caza in einer Ecke des Salons und erzählte ihr vom Rennen, nachdem sie ihn gefragt, obwohl es ihr gänzlich gleichgültig war, nur um nicht wieder die ganze Zeit mit Stassingk zu sprechen:

„Ihr Herr Gemahl wird wohl wieder, wie er die vorige Saison mit lauter Siegen schloß, die diesjährige mit lauter Siegen eröffnen!“

„Glauben Sie? entgegnete sie zerstreut.“

„Ganz gewiß, denn seine Pferde sind viel besser in Kondition als die andern.“

„So, wirklich?“

„Sicher!“

Da Herr da Caza gerade mit den Zigarren vorüberging, rief er ihn an:

„Wollen wir auf fünf erste Plätze wetten für morgen, Caza?“

Der Herr des Hauses blieb stehen:

„Fünf? Glaube ich kaum.“

Rittmeister Hendrich, der schon ein paar Wetten auf den Cazaschen Stall abgeschlossen hatte, erwiderte seiner Sache sicher:

„Na, drei bestimmt. Wenns nicht drei sind, lade ich Sie ein, nach dem Rennen bei Hiller zu einem Diner erster Klasse.“

Herr da Caza zuckte die Achseln:

„Das tut mir leid, aber da bin ich nicht mehr da. Ich fabre nach dem zweiten Rennen schon fort. Aber im übrigen für ein andermal gern. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

Er wandte sich erklärend zu seiner Frau:

„Ich habe Dir noch nichts davon gesagt. Ich will morgen nachmittag nach Paris fahren. Es hat sich erst heute entschieden. Einer der größten Rennstallbesitzer Frankreichs, Monsieur Guérignard, ist gestorben, und die Erben lösen sofort den Stall auf. Da will ich versuchen, vor der Versteigerung freihändig etwas zu erwerben. Easby geht mit. Wir habens heute beim Reiten ausgemacht. Wir bleiben je

nachdem acht bis zehn Tage fort . . .“

Er blickte Maria da Caza fragend an, als erwarte er ihre Zustimmung. Sie sagte nur:

„So . . . gut.“

Aber sie mußte sich beherrschen, um ihre Erregung nicht zu zeigen: jetzt war die Gelegenheit gekommen. Es stand bei ihr sofort fest, daß sie diese Abwesenheit ihres Mannes benutzen mußte, um das Haus auf immer zu verlassen. Sobald es irgendwie möglich war, wollte sie es Stassingk und Selbottens mitteilen.

Stassingk saß im kleinen Salon mit den übrigen Damen. Er lachte und scherzte. Maria da Caza's Eintritt bemerkte er nicht, sondern fuhr fort, mit dem älteren Fräulein Charrier zu sprechen, deren Hand er in der seinen hielt, um ihr aus den Linien zu weissagen:

„Dieser kurze Strich, gnädiges Fräulein, ist die Herzenslinie. Sie haben leider nicht viel Herz.“

Sie widersprach, doch er lächelte verschmitzt und fuhr fort:

„Uebrigens findet man bei den Damen die Herzenslinie selten sehr ausgebildet. Die meisten Damen haben eben nicht viel Herz — leider . . .“

Ein Sturm der Entrüstung überfiel ihn von allen Seiten, und lauter Hände streckten sich ihm entgegen, die heweisen wollten, daß sie eine lange Herzenslinie besäßen. Frau Horn rief überlaut:

„Meine geht über die ganze Hand!“

„Und meine läuft von oben bis unten!“ behauptete Fräulein Charrier die Jüngere. Sie stand Stassingk zunächst, so prüfte er ihre „Herzenslinie“ zuerst, runzelte die Stirn und sagte ganz unschuldig:

„Aber sie ist fortwährend unterbrochen und fängt dann von neuem an. Soll ich Ihnen sagen, was das bedeutet?“

„Nein! Nein! Sie dürfen nichts sagen! Ich wills gar nicht wissen,“ jammernte ganz verzweifelt das junge Mädchen unter allgemeinem Gelächter.

Die Aufmerksamkeit der Damen hatte sich so gänzlich Stassingk zugewendet, daß niemand bemerkte, wie Maria da Caza eingetreten war. Ihr tat die laute Fröhlichkeit weh. Sie war ernst, ganz mit ihrer Zukunft beschäftigt. Unwillkürlich meinte sie, Stassingk müsse es ebenso gehen. Nun fühlte sie sich verstimmt, daß er die Damen mit allerlei kindischen Scherzen unterhielt. Sie verließ den Salon und eilte in ihr kleines, weißes Boudoir, wo sich niemand befand. Dort blieb sie mit klopfendem Herzen stehen. Ihre Brust hob sich stürmisch. Sie fühlte erst jetzt, wie die kurze Szene ihr Blut in Wallung gebracht.

Sie blickte in einen Spiegel und sah, daß sie röter war als sonst. Vergeblich zwang sie sich, ruhig zu sein, sie konnte es nicht verwinden, daß er jetzt nicht hier im Zimmer mit ihr stand, um die Entscheidung ihres Schicksals zu besprechen.

Es schien ihr zum Ersticken heiß zu sein: sie riß das Fenster auf. Sie dachte nicht daran, daß man sie vermissen könnte. Alles war ihr vollständig gleichgültig. Sie dachte nur an Stassingk, immer nur an Stassingk. Und sie wurde gerechter: es war wohl nur ein Mißverständnis, er hatte nicht gewußt, daß sie kam, er hatte sie nicht gesehen und gehört, denn wenn er sie gesehen hätte, wäre er aufgestanden und zu ihr gekommen. Es konnte ja gar nicht anders sein, denn er liebte sie ja.

Aber in diesem Augenblick hatte sie das Bewußtsein, als liebe sie ihn doch mehr, als er sie.

Sie verstand nicht, wie sie darauf kam, doch sie ward das Gefühl nicht los: sie liebte ihn heißer, als er sie. So wie sie liebte, konnte ein Mann vielleicht überhaupt nicht lieben. Das blieb doch immer im Unterschied zwischen Mann und Frau.

Während sie noch ihren Gedanken nachhing, vernahm sie das Rascheln eines Kleides. Sie wandte sich um. Es war

Gräfin Selbotten:

„Du hier?“ fragte sie erstaunt, und als sie nicht gleich eine Antwort bekam:

„Was machst Du denn hier?“

Maria da Caza entgegnete:

„Unser Schicksal hat sich entschieden.“

Sie erzählte, wie ihr Mann acht bis zehn Tage verreisen werde und sie diese Gelegenheit benutzen wolle, um das Haus zu verlassen.

„Weiß er es schon? — fragte die kleine Gräfin.“

„Nein.“

„Du mußt es ihm doch gleich sagen! Soll ich ihn herschicken?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, war sie davon. Eine Minute darauf trat Stassingk ein. Er war ein wenig ärgerlich, weil ihn Gräfin Selbotten mitten aus seinem Wahrsagen gerissen.

„Was soll ich? — fragte er verstört.“ Sie bemerkte seinen Ton und erwiderte mit einem Anfluge leiser Trauer:

„Du sollst gar nichts!“

„Bist Du nicht wohl, Maria?“ sagte er da, etwas teilnehmender, denn er fand, daß sie blaß aussehe. Maria da Caza freute sich über den Klang in seiner Stimme und entgegnete, auch weicher und etwas freudiger:

„Du bist besorgt um mich?“

Er nahm ihre Hand, und seine blauen Augen hatten den seelenvollen, zärtlichen, warmen Ausdruck, den sie liebte.

„Verzeih, Maria, daß ich noch nicht zu Dir gekommen war, aber es ist so schwer, das richtige Maß innezuhalten, denn ich darf doch nicht zu viel bei Dir sein! Wenn die anderen da sind, habe ich immer das Gefühl, daß jedes Wort, das wir miteinander wechseln, auf die Goldwaage gelegt und von allen Seiten protokolliert wird. Es ist wirklich ein Unglück: wenn ich die gleichgültigsten Dinge rede, denken die Leute immer, ich machte den Hof.“

„Du hast ihn eben zu viel gemacht!“ sprach sie mit ganz leiser Wehmut. Er ward nicht böse, denn er war gewohnt, diesen Vorwurf wie eine Schmeichelei zu empfinden, sondern fragte lächelnd:

„Bist Du eifersüchtig, Maria?“

Maria da Caza zögerte doch ein wenig, bis sie antwortete:

„Nein, eifersüchtig nicht, denn Du liebst mich doch nur.“

„Das ist schön, daß Du das sagst!“

„Liebst Du mich denn? Sage mir's noch einmal! Ich kann es immer hören!“

Sie sah blendend schön aus in ihrem weißen, ausgeschnittenen Dinerkleide, in dem hellen Raum, in dem einzig Körper, Hals, Arme und Nacken, Antlitz und Haar sich in anderer Färbung abhoben. Er fühlte sich wieder überwältigt von ihrem Anblick und gestand ihr von neuem in glühenden Worten seine Liebe.

„Wirst Du mich denn immer lieben, Ernst?“

„Immer!“

„Wirklich, immer? Bis wir sterben! Beide?“

„Bis wir sterben. Aber wir wollen nicht sterben. Wir wollen zusammen leben und glücklich sein! Ich will mit Dir glücklich sein, Maria! Habe ich Dich nicht deshalb auch gefragt, ob Du meine Frau werden willst, wenn Du frei bist?“

Nun war alles an Verstimmung und Zweifel, das in ihr geruht, weggelöscht mit diesem einen Worte. Sie sprach glücklich über alle Maßen, hastig die Nachricht verkündend, die sie ihrem Ziele näher brachte:

„Morgen tue ich den ersten Schritt dazu. Ich bin morgen vom Rennen ab allein, da werde ich das Haus verlassen!“

„Morgen?“ fragte Stassingk gedehnt. Die Nachricht kam ihm so unerwartet, aber in diesem Augenblick begehrte er nur eines, dereinst mit Maria da Caza vereinigt zu sein. und er sprach ehrlich, als er sagte, indem er sie glühend an

Sich preßte:

„Gut — also morgen. Dann gehörst Du schon in Gedanken mir. Die lange Prüfungszeit, die wir getrennt sein müssen, wird auch vorübergehen. Und dann wollen wir glücklich sein, Maria.“

Maria da Caza lehnte sich mit zitterndem Herzen an ihn und stammelte vom Gefühl überwältigt:

„Ich bin so glücklich . . . so glücklich!“

XV.

Das Wetter ließ sich zum ersten Renntage des Jahres prachtvoll an. Es war dieses Mal niemand zum Lunch eingeladen worden, denn Herr da Caza hatte seine Abreise so eingerichtet, daß er, nachdem er morgens nach Karlshorst gefahren, nicht wieder zur Villa zurückkehrte.

Als Maria da Caza zum ersten Frühstück erschien, meldete ihr der Haushofmeister, „der gnädige Herr ließe ihr sagen, er habe nicht Abschied genommen, um sie nicht wecken zu müssen, da er zeitig fort sei. Er hoffe ihr auf dem Rennen noch Lebewohl sagen zu können.“ Sie trank ihren Tee allein in dem großen Eßsaal und dachte immer nur an die Zukunft. Mit stiller Wehmut ließ sie die Blicke umherschweifen, über die Einrichtung, von der sie einst jedes Stück einzeln ausgesucht. Dann ging sie hinüber. Im Salon blickte sie sich um, wo die Bühne aufgebaut gewesen, auf der sie mit Stassingk gestanden, daneben im kleinen Salon setzte sie sich einen Augenblick an den Wasserfall und ließ ihn spielen.

Sie lauschte dem leisen Plätschern mit verzückten Sinnen, als ob er neben ihr säße, dessen Unterhaltung das rauschende Wasser immer jedem fremden Ohre verhüllt. Ihr war zu Sinn, als wäre das alles, was sie hier in diesen Räumen erlebt, die Jahre, die sie hier zugebracht, nur ein kurzer, wirrer, irrer Traum gewesen.

Dann ging sie in ihr weißes Boudoir, setzte sich in eine Ecke und überließ sich ihren Gedanken.

Maria da Caza dachte an den Tag, an dem sie als junge Frau nach Berlin gekommen, ohne eine Seele zu kennen, und wie sie Ersatz gefunden für die Menschen, die ihr fehlten, in ihrem Mann. Sie sah ihre Anfänge wieder vor sich, wie sie gestrebt, Bekanntschaften zu machen. Wie sie sich die Villa gekauft und dann ans Umbauen gegangen waren. Wie die ersten Herren: Rittmeister Hendrich und ein paar andere Rennleute zum Frühstück gekommen waren, um schließlich regelmäßig zu erscheinen. Wie sich endlich einzelne Damen dazugefunden und der Bekanntenkreis sich gemehrt.

Wie sie mit den wachsenden Verbindungen, durch gesellschaftliche Verpflichtungen, durch die jährlich steigenden Anforderungen des sich vergrößernden Rennstalles ihren Mann verloren.

Immer fremder waren sie einander geworden, immer weiter hatten sie sich von einander entfernt. Bis sie eines Tages bemerkt, was er allein von ihr wollte: daß sie sein Haus schmücken sollte. Da war es plötzlich aus. Mit einem Schlage war er ihr gleichgültig wie ein Fremder.

Sie verstand nicht, wie das gekommen. Ein Verdacht stieg in ihr auf, er möchte mit fremden Frauen verkehren. Aber sie gewann die Sicherheit, daß sie sich irrte. Er war eben kalt und gleichgültig, egoistisch, nur um seinen Ehrgeiz, sein Emporkommen besorgt.

Wenn sie jetzt ging, so wußte sie, daß sie ihn schwer traf, denn es störte all seine Pläne. Sie wußte, daß er darauf sann, die Ortenburgs in sein Haus zu bringen, daß er davon träumte, immer höhere Kreise in seinen Verkehr zu ziehen. Sie wußte, daß ihm nichts schlimmer sein konnte als ein Skandal in seinem Hause, eine Trennung von seiner Frau, deretwegen die Leute doch nur kamen, während er selbst als korrekter Hausherr sich damit begnügte, nichts zu verderben.

Aber Maria da Caza fühlte kein Mitleid. Sie hatte nicht

das Bewußtsein, etwas Unrechtes zu tun, wenn sie ihn verließ, der sie nicht liebte, und sich ohne zu zucken an dem Tage von ihr getrennt hätte, an dem sie ihm etwa hinderlich geworden wäre.

Sie stand auf und ging an den Schreibtisch. Das Abschiedswort wollte sie ihm schreiben. Ein paar Bogen Papier nahm sie vor und bedeckte sie, ohne zu zögern, in wenigen Minuten mit ihrer großen, englischen Handschrift, die sie sich erst als Frau angewöhnt, weil Herr da Caza ihre mädchenhaft kalligraphischen Schriftzüge nicht chic gefunden.

Ohne eine Anrede begann sie:

Du wirst Dich wundern, einen Brief von mir zu bekommen, aber ich muß Dir mitteilen, daß, wenn Du diese Zeilen erhalten haben wirst, ich Berlin und damit Dein Haus verlassen habe. Versuche nicht, mich zurückzurufen, es würde umsonst sein, denn ich werde nie wieder zu Dir zurückkehren. In den letzten Jahren hast Du Dich so wenig um mich gekümmert, daß ich annehmen muß, meine Trennung von Dir werde Dir gleichgültig sein. Aber da ich doch Deinen Namen trage, muß ich Dir erklären, wie ich dazu komme, diesen Schritt zu tun. Ich bin außer stande, weiter an Deiner Seite zu leben. Seit Jahren sind wir einander ent Fremdet. Zuerst bemerkte ich es kaum. Endlich, als ich es bemerkte, war mein Herz so leer u. gleichgültig geworden, daß ich Genüge fand an den Dingen, die mir unser Leben bot. Ich begnügte mich, gefeiert zu werden, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, bei den Premieren und Rennen, bei Bällen und Festen, in den Bädern, die wir besuchten, zu glänzen. Ich täuschte mir selber vor, daß dieses Dasein ein Leben ausfüllen könnte. Heute weiß ich es besser. Eine große Umwandlung, die mit mir vorgegangen, hat mich zur Erkenntnis geführt, daß es nur ein Mittel für mich gibt, um mein Glück wieder zu gewinnen: es ist die Trennung von Dir. Diese Umwandlung von der ich spreche, will ich Dir nicht verbergen, sondern sie offen und ehrlich bekennen: es ist die Liebe zu einem anderen Manne, die mir verbietet, länger Deine Frau zu bleiben.

Ich habe noch eine Bitte an Dich, nicht nachzuforschen, wo ich mich befinde. Es würde vergeblich sein. Wenn Du mir etwas zu sagen hast, so tue dies, bitte, unter der Adresse meines Rechtsbeistandes Justizrat Zenker, Lützowplatz 109.

Für die Zeit des Glücks in unserer Ehe sage ich Dir Dank, und wenn ich Dir etwas gewesen bin, so vergilt es mir dadurch, daß Du uns in Frieden voneinander gehen läßt.

Möge Dein ferneres Leben glücklich sein. Das wünscht Maria.

Sie nahm den Brief noch einmal vor, las ihn wieder durch und steckte ihn, ohne ein Wort zu ändern, in einen Umschlag, auf den sie die Pariser Adresse ihres Mannes schrieb. Dann blieb sie noch eine Weile am Schreibtisch sitzen und blickte in Gedanken zum Fenster hinaus auf die Bäume des Tiergartens, die man in ihrem ersten Grün sich leise, windbewegt, wiegen sah. Trotz ihres Glückes stieg langsam, ganz langsam, in ihrem Herzen die Trauer auf, daß sie die Stätten verlassen mußte, die ihr lieb waren und an denen sie doch auch trotz allem glücklich gewesen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie hielt sie nicht auf.

Dann rückte sie den Stuhl etwas von der Tischplatte ab und legte ihre Stirn auf die gefalteten Hände. Sie fühlte sich müde. Nur einen Augenblick wollte sie ruhen, doch die Erregung und äußere Anspannung der Nerven überwältigte sie: sie schief ein. Es war ein bleierner Schlaf, in den sie verfiel, ohne Träume. Nur in der letzten Sekunde, schon im Erwachen, meinte sie, Stassingk vor sich zu erblicken. Als sie seine Hand nehmen wollte, sah sie, daß es nicht der Geliebte war, der neben ihr stand, sondern Gräfin Selbotten, die fragte:

„Maria, bist Du müde?“

„Ich habe wohl geschlafen?“

„Ja, und is ist schon spät! Ich wollte Dich zum Rennen abholen!“

„So, ist's schon so spät?“

Maria da Caza raffte sich auf. So hatte sie noch nie der Schlummer überrascht.

In aller Eile kleidete sie sich zum Rennen an, während ihr die kleine Freundin Gesellschaft leistete. Beim Anziehen gab sie dem Mädchen Befehl, zu packen:

„Halten Sie sich bereit, für heute abend mitzufahren. Ich verreise auf längere Zeit. Alles Nötige muß mitgenommen werden. Ich will nicht, daß es erforderlich wird, Sachen nachzuschicken!“

Als sie im Wagen saßen und dem Rennplatze zurollten, fragte Gräfin Selbotten:

„Wann willst Du denn abreisen, Maria?“

„Heute abend.“

„Und wohin?“

„Na . . . nach . . . ich weiß wirklich nicht . . . es ist ganz gleich.“

Ihr ward erst jetzt klar, daß sie darüber noch gar nicht nachgedacht hatte. Doch nach kurzem Schwanken entschied sie sich für München. Das liebte sie von ihrer Kindheit her, da sie mit ihren Eltern manchmal dort gewesen, und sie wußte, daß es Herr da Caza nicht leiden mochte. Er hatte immer behauptet, mit einer Art von Verachtung:

„Diese Bier- und Kunststadt taugt nicht für den Sport.“

„Und willst Du dort bleiben? — fragte die Gräfin.“

„Warum nicht?“

„Ganz allein?“

„Mit meinem Mädchen! Ja! Wer sollte denn mit mir gehen?“ erwiderte traurig Maria da Caza, denn ihr ward es klar, wie einsam sie sich fühlen würde ganz allein, die lange Zeit. Da sah sie, wie die kleine Freundin schelmisch lachte:

„Wenn ich nun mitkäme!“

Maria wollte es zuerst nicht glauben, dann dankte sie tausendmal. Das hatte sie nicht erwartet, nicht für möglich gehalten. Sie war sehr beglückt, denn so blieb sie doch wenigstens nicht allein. Nun erklärte Gräfin Selbotten, sie wolle die Freundin nicht sofort begleiten, damit es nicht aussähe wie ein Komplott Selbottens gegen Herrn da Caza. Ihr Mann hätte ihr selbst vorgeschlagen, Maria diesen Freundschaftsdienst zu leisten, und bereits einen Plan entworfen. Seine Frau sollte mit der kleinen Tochter, während er seine mehrmonatlich, von der Kriegsakademie vorgeschriebene Dienstleistung bei einer fremden Waffe — dieses Jahr Infanterie — machte, zu ihrer Stärkung und Erholung auf Wunsch des Arztes in die Berge gehen. Da kam es ihr sehr gelegen, wenn Maria sich ihnen anschloß.

„Wo soll es hingehen? — meinte Maria da Caza glückstrahlend.“

„Vielleicht nach Bergtesgaden, das bleibt doch das Schönste!“

Stassingk war der erste, den sie am Eingang, als der Wagen hielt, in der drängenden Menschenmenge erblickten. Er schloß sich sofort den beiden Damen an und begleitete sie zur Cazaschen Loge.

Die Glocke klang zum Aufsitzen zum ersten Rennen, und nun füllten sich die Tribünen und der Raum vor ihnen bis zum Geläuf konnte kaum mehr die Menge fassen.

Der erste Start mißlang, und während nun, da Mister Easbys Fuchshengst jedesmal durch Fortbrechen den ruhigen Ablauf störte, alles mit gespannter Aufmerksamkeit hinüber zur Bahn blickte, beugte sich Maria da Caza etwas vor, so daß sie Stassingks Ohr, der vor der Loge stand, nahe kam:

„Ich reise heute ab!“

„Wirklich heute?“ entgegnete er, als wolle er es nicht glauben. Sie fügte hinzu:

„Nach dem zweiten Rennen gehe ich, und wir wollen uns Lebewohl sagen. Einen Augenblick möchte ich Dich

noch sprechen“

„Ich komme zu Dir!“ flüsterte er.

„Nein, auf keinen Fall. Ernst!“ sagte sie bestimmt. Doch sie fürchtete, es könne jemand ihr Gespräch belauschen, brach hastig ab und sprach nur noch leise:

„Nach dem Rennen!“

Die Glocke klang: der Ablauf war gelungen. Das Publikum verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit die Pferde. Stassingk hob sein Glas vors Auge, aber er sah nicht hinüber. Maria da Caza's Worte gingen ihm im Kopf herum. Er konnte noch immer nicht recht daran glauben. Es erschien ihm noch immer wie ein Rätsel, daß alles jetzt der Entscheidung entgegenteilte.

Auch Maria da Caza tat, als spähe sie nach der Rennbahn hinüber, doch ihr Auge ruhte nur auf dem Geliebten, der gerade vor ihr stand. Sie mußte Abschied von ihm nehmen, hier draußen. Er mußte auf dem Rennen bleiben, während sie fortfuhr. Er durfte die Villa nicht betreten, solange Herr da Caza nicht anwesend war, ja, sie nicht einmal auf den Bahnhof begleiten, wenn sie abreiste. Es mußte so scheinen, als ahne er nicht einmal etwas davon, daß und wann sie Berlin verließ. Nicht das geringste durfte man ihnen nachreden können.

Ehe sie gewußt hatte, wie sich ihr Schicksal gestalten würde, war sie leichtsinnig gewesen. Aber nun, wo sie seine Frau werden sollte, durfte ihr kein Gerücht oder Zweifel folgen.

„O! O weh! Aber!“ ging plötzlich durch die Menge.

Eine Staubwolke, die sich hinter dem reiterlos galoppierenden Cazaschen Fuchshengst erhob, verbarg, was mit Mister Easby geschehen war.

„Easby scheint heruntergefallen zu sein!“ flüsterte der Regierungsrat Maria da Caza zu, als müsse er ihr schon die Mitteilung machen. Er war im höchsten Grade erstaunt, als sie lächelnd nickte.

„Er hat die Stange umritten, dabei hat's ihn heruntergestreift!“ erklärte eine Stimme hinter ihnen.

Dann sah Maria da Caza ihren Mann von der Klubtribüne herüberkommen, die Menge durchteilen und mit Rittmeister Hendrich eiligst über das Geläuf gehen, um nach dem Gestürzten zu fragen. Sie kehrten nach einer Weile, als das Rennen schon durch einen interesselosen Sieg des Favoriten beendet war, mit dem Engländer zurück, bald von einer dichten Menge Neugieriger umgeben. Er sah blaß aus und hielt sich mit der rechten Hand den linken Arm am Ellenbogen. Die drei Herren steuerten dem Krankenzimmer zu.

Stassingk wandte sich zur Loge und erklärte den Damen, woran kaum ein Rennkundiger, nachdem man Mister Easby gesehen, zweifeln konnte:

„Er hat das linke Schlüsselbein gebrochen!“

Dabei streifte sein fragender Blick Maria da Caza, als wollte er wissen, was sie dazu meinte, und ob sie wohl glaubte, daß es Herrn da Caza an der Abreise hindern könnte. Er bemerkte nur ihr angsterfülltes Auge, doch als sie die Loge verlassen hatten und in der drängenden Menge auf- und niederschritten, erschien Rittmeister Hendrich:

„Gnädige Frau, Ihr Gatte läßt Ihnen sagen, es wäre ihm nicht möglich, noch einmal in die Loge zu kommen, denn er würde nun nicht mehr auf dem Platze bleiben, sonderu sobald der Verband angelegt ist, mit Easby nach Berlin zurückfahren, um ihn in seine Wohnung zu bringen und dann sofort auf die Bahn zu gehen. Er will allein reisen.“

Maria da Caza atmete weit auf. Eine Last war ihr von der Seele gefallen. Sie fragte nur teilnehmend:

„Was ist Mister Easby geschehen?“

„Schlüsselbeinbruch link's. Sonst geht's ihm ausgezeichnet. Er raucht schon wieder ganz lustig seine Zigarette.“

Nun wollte sie mit Stassingk reden, doch sie kam nicht dazu, denn unausgesetzt erschienen Bekannte, um sich bei ihm als der vermeintlich sichersten Quelle nach dem Befinden Mister Easbys zu erkundigen.

Endlich fand sie die Möglichkeit, einen Augenblick seitab von dem Hauptgedränge mit Stassingk zu sprechen. Sie standen hinter der Tribüne, und die Musik der Dragonerkapelle tönte so laut herüber, daß sie von anderen nicht gehört werden konnten:

„Ich muß Dir hier Lebewohl sagen, Ernst. Du darfst nicht mitkommen, darfst nicht zu mir und nicht auf den Bahnhof. Wir müssen vorsichtig sein, denn Du sollst Dich später nicht meiner schämen. Also lebe wohl . . .“

Er wußte nicht, was er sagen sollte, immer noch vermochte er sich nicht hineinzufinden, und er trotzte:

„Auf den Bahnhof komme ich fast jeden Fall.“

„Nein!“

„Wer soll mich denn sehen?“

„Man kann's nie wissen!“

„Ich muß Dir aber doch adieu sagen, Maria!“

„Was hast Du gestern getan. Heute mußt Du's hier tun!“ Stassingk, dem das Herz schwoll, blickte sie verzehrend an.

„Zum Abschied darf ich Dich nicht küssen?“

Sie schüttelte traurig den Kopf:

„Mein Liebling, es geht nicht! Es geht nicht! Wir müssen warten!“

„Wann werde ich Dich wiedersehen?“

Sie wußte selbst keine Antwort. Er fragte wieder dringender:

„Aber wann sehe ich Dich wieder?“

„Wenn ich Deine Frau werden kann! — entgegnete sie endlich. Er blickte sie starr an.“

„Da können also Monate vergehen!“

Ihr blutete das Herz. Sie wußte nicht, wie sie diese Prüfungszeit überstehen sollte, und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Aber sie überwand sich, sie wenigstens mußte stark sein. Mit gepreßter Stimme sprach sie:

„Wir können uns schreiben!“

„Schreiben! Was ist das!“ rief er verächtlich. Aber er sah, wie traurig sie war, und so sagte er:

„Gut, wir schreiben uns.“

Sie machten miteinander aus, daß er ihr direkt schreiben sollte, während ihre Briefe postlagernd geschickt würden. Sie fragte:

„Wirst Du mir denn immer schreiben?“

„Jeden Tag, Maria!“

Dann mußten sie abrechen, denn der Regierungsrat rief:

„Gnädigste Frau, gnädigste Frau, es ist aber höchste Zeit! Das Rennen geht los!“

Zur kleinen Gräfin, die zwischen dem Ehepaar schritt, sagte er mit dem heftigsten Zwinkern, das ihm zu Gebote stand:

„Der Stassingk ist heute aber wieder einmal auf dem Posten. Was der Süßholz raspelt, das ist wirklich nicht zu glauben. Ich glaube gar, er hat unsere einzige, liebe, schöne Frau Maria da Caza ganz traurig gemacht. Denn es gibt nämlich auch eine Art zu flirten — man kann ja ruhig darüber reden, ich bin der erste, der Frau da Caza vertheidigt — eine Art zu flirten meine ich, wo die Flirts sich gegenseitig immer trauriger machen. Auch die Traurigkeit ist 'ne Art Huldigung. Ich werde wohl nächstens als Ausdruck des höchsten Triumphes über Männerherzen, wie ich früher die Parole ausgegeben habe: „Maria da Caza tanzt“, nun sagen müssen: „Maria da Caza weint“.“

Er lachte, meckerte, hustete und freute sich königlich über den eigenen Witz, während die kleine Gräfin vor Aerger über seine Art zu schwatzen ganz dunkelrot gewor-

den war.

Das ewige Spiel des Rennens wiederholte sich: Da kam der kleine Remer an im Reitanzug. Er strahlte über das ganze Gesicht, bewillkommnete sofort gegen seine sonstige stille zurückgezogene Art Maria da Caza und sagte inschnelstem Redefluß:

„Gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl hat mir eben für seine Abwesenheit sämtliche Ritte in den Herrenreiten, die der Stall genannt hat, angeboten, und ich reite nun fast jedes Rennen. Sowie dieses Joekeyrennen vorbei ist, geht's los! Daß der Easby gefallen ist, das ist doch zu famos. Ich kann's ja sagen, denn er hat sich ja nichts getan, nur daß er eben eine Zeitlang nicht reiten kann. Er ist auch schon fort. Sie sind eben abgefahren!“

„Dann müssen wir gleich folgen!“ sagte Maria mit plötzlichem Entschluß zur Gräfin Selbotten, so daß es klingen konnte, als hätte sie mit ihrem Manne ausgemacht, daß sie sich noch vor der Abreise Herrn da Cazas treffen wollten. So verstanden es auch die anderen. Frau von Lindstedt sprach fast zum erstenmal heute, indem sie sagte:

„Ich werde für Ihre Pferde, während sie fort sind, den Daumen halten!“

Flüchtig gaben sie Maria da Caza die Hand, denn sie meinten, sie ja vielleicht schon morgen wiederzusehen, und der Regierungsrat schied mit einem letzten Scherz:

„Ich übernehme jetzt ihre Loge, meine gnädigste Frau. sozusagen als Statthalter oder Reichsverweser, bis die Königin wiederkehrt!“

Dann eilte er mit seiner Frau davon, um ja nichts zu versäumen. Maria da Caza meinte halb traurig, halb stolz und glücklich, indem sie Stassingk, der noch bei ihnen geblieben war, die Hand reichte:

„Die Königin kehrt aber nie wieder!“

Stassingk zog ihre Finger an die Lippen. Sie ließ sie ihm länger als sonst, das war das einzige, was sie doch thun konnte. Dann flüsterte sie ihm noch zu:

„Schreibe mir. Lebe wohl! Liebe mich immer!“

Es war das erste Mal, daß Gräfin Selbotten das „Du“ hörte.

Maria da Caza wandte sich schnell ab. Unter ihrem Schleier perlte eine große Träne herab. Sie ging mit der Freundin dem Ausgangstore zu, wo bereits der Diener wartete, der sich vom zweiten Rennen ab hatte bereit halten sollen, um die Damen zum Wagen zu begleiten. Die Musik spielte einen Walzer, und vom Publikum summte es leise herüber.

Hinter Maria lagen nun alle die Bekannten und Freunde, die eben vielleicht ihre Gläser und Augen nach der Caza'schen Loge richteten, um sie zu suchen, die nie wieder hierher zurückkehrte. Als sie dem Ausgang zusehritten, war es ihr, als hätte sie sich von allem getrennt, was hinter ihr geblieben war.

Im Augenblick, als sie hinaustraten, wandte sie sich noch einmal um, und ein Tropfen Wermut trübte ihre Freude, als sie Stassingk an der Ecke der Tribüne stehen zu sehen meinte, statt ihr nachblickend im Gespräche mit zwei Damen: mit den Charriers, die sie deutlich erkannte.

Ihm war trübe zu Sinn gewesen, in ehrlicher Trauer, als er sich von Maria da Caza getrennt. Er hatte hinter der Tribüne noch ein paar Augenblicke für sich bleiben wollen, um seinen Scherz zu überwinden. Da waren plötzlich die Charriers gekommen. Er hätte sich für unartig gehalten, wenn er die Damen hätte vorübergehen lassen, ohne sie anzureden.

(Fortsetzung folgt.)

Er weiß Hilfe. „Herr Doktor, ich bin reich, aber mein Herz fühlt sich vereinsamt. Wissen Sie mir keinen Rat?“ — „Einen Rat nicht, aber einen mir befreundeten Assessor.“